Hilda,

oder:

Das Christenthum im fünften Jahrhunderte.

Erzählung

von

J. J. Ampère.

Jn's Deutsche übertragen

von

Julius Ebersberg.

Zweite Auflage.

Mit einem Stahlstiche.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1876.

Bibliothek

für die

reifere christliche Jugend.

Achtunddreißigster Band.

Hilda,

oder:

Das Christenthum im fünften Jahrhunderte.

Von

J. J. Ampère.

Zweite Auflage.

Mit einem Stahlstiche.

Regensburg.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

1876.

S. 130.



Hilda.

Hilda,

oder:

Das Christenthum im fünften Jahrhunderte.

Erzählung

von

J. J. Ampère.

In's Deutsche übertragen

von

Julius Ebersberg.

Zweite Auflage.

Mit einem Stahlstiche.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1876.

I.

In einem der ersten Jahre des fünften Jahrhunderts fuhr eine prächtig verzierte Barke an einem schönen Herbsttage die ruhige Strömung der Mosel einige Meilen oberhalb der Stadt Trier hinauf. Zwölf über die Ruder gebeugte Sklaven ließen diese Barke rasch zwischen den bergigen und grünenden Gestaden des Flußes dahingleiten. Ein Purpurzelt bedeckte sie mit seinen wallenden Falten, die unter dem Hauche eines leichten Windes zitterten. Die rosigen Tinten, welche das Licht im Inneren verbreitete, schufen daselbst eine angenehme dem Scheine der Morgenröthe ähnliche Tageshelle.

Eine größere Barke folgte der ersteren in einer geringen Entfernung; sie trug etwa fünfzig Männer und etliche Frauen. Hier drang das Auge ohne Hinderniß ein. Die Sonne verbrannte die entblößten Häupter der unbeweglichen Schiffenden, denn sie mußten immer bereit sein, ein von dem eleganten Fahrzeuge, das vor ihnen herglitt, ausgehendes Zeichen zu erhalten und worauf auch Alle ihre Augen gerichtet hatten. Uebrigens hatte Niemand daran gedacht, sie gegen die Hitze der Sonne oder die Unbilden der Luft zu schützen — sie waren Sklaven!

Es befanden sich unter ihnen Sänger, Lyraspieler und Flötenspielerinen; es gab da Tänzer und Tänzerinen, Mimiker und Possenreißer, die mit grotesken Masken und verschiedenen Verkleidungen versehen waren, um augenblicklich eine mythologische Scene oder ein lustiges Possenspiel darstellen zu können. Einige trugen Netze, zugerichtete Angelschnüre, Wurf- oder Sauspieße und Pfeile. Hunde, die zur Verfolgung des Hasen oder des Wildschweines abgerichtet waren, lagen inmitten dieser stummen Menge bunt durcheinander. Zur Bedienung eines jeden von ihnen war ein Sklave aufgestellt, der mit seinem Kopfe für das seiner Obsorge anvertraute Thier verantwortlich war.

In der ersten Barke waren zwei Männer auf prächtigen Kissen gelagert. Ihre Aufmerksamkeit wurde weder durch die Prächtigkeit der an beiden Seiten des Flußes dahingleitenden Schlösser, noch durch das bewegte Bild, das die an die Felsenrücken gleichsam angeschmiedeten Weinleser darboten, noch endlich durch die Gesänge und das Gelächter der Schiffleute erregt, deren Fahrzeuge nach allen Richtungen das durchsichtige Bett der Mosel durchfurchten. Alle Beide schienen in tiefes Nachsinnen versunken, aber die Gegenstände ihrer Träumerei waren so verschieden, wie ihre Physiognomie und das Ganze ihrer Person; obwohl sie von derselben Mutter geboren waren, so glich sich doch nichts weniger als Marcus Secundinus Macer und Publius Secundinus Capito.

Macer schien beiläufig sechszig Jahre zu zählen;

er war klein und mager, hatte eingefallene Wangen und jene gallichte Gesichtsfarbe, welche den innerlichen Brand der Eitelkeit anzeigt. Seine Gestalt bot eine Mischung von Würde und Feinheit dar; man fühlte daß sein strenger und zu Augenblicken düsterer Blick einnehmend und schmeichelnd werden könnte, daß seine von dem Stolze zusammengepreßten und von der Geringschätzung leicht aufgeworfenen Lippen einen liebkosenden Ausdruck annehmen und ein höfliches Lächeln heucheln konnten. Seine kahle, von Falten durchfurchte Stirne trug den Stempel einer gewissen angebornen Größe an sich, die aber durch jenen Ausdruck übler Laune in Schatten gestellt wurde, welche die Gewohnheit kleinlicher Interessen und niedriger Sorgen verleiht.

Das Haupt und der Vertreter der berühmten und mächtigen Familie der Secundinus, welche zahlreiche Aemter in der Provinz Trier bekleidete und der das merkwürdige Denkmal von Igelstein gewidmet ist, war Macer, wie der größte Theil der reichen gallischen Grundbesitzer jener Zeit, sein ganzes Leben von dem Durste nach den Würden des Kaiserreiches gequält worden, Würden, die nur mehr eitle Titel und läppische Vorrechte waren. Diese Sucht nach Ehren, die in der Zeit der Republik vielleicht einen jener großen Patrizier hervorgebracht hätte, die ihren Namen der Bewunderung der Nachwelt hinterließen, hatte in den beklagenswerthen Zeiten, in die das Leben Macer's fiel, aus ihm nur einen geschmeidigen, ränkevollen und hartnäckigen Höfling gemacht. Er hatte einige Jahre in

Rom verbracht, wo sich mehrere alte der seinigen verwandte Familien befanden. Er hatte dort inmitten jener Senatoren-Familien gelebt, unter denen ein Schatten des alten Roms sich erhielt und welche eine unbezwingliche Abneigung gegen das Christenthum beherrschte. Der ehrgeizige Patrizier hatte sich einen Augenblick in die Gunst des Theodosius gedrängt, aber bald wurde er von dem christlichen Kaiser mit Ungnade behandelt, dem die Nebenbuhler Macer's stichhältige Zweifel über die Aufrichtigkeit seines Glaubens eingeflößt hatten; er faßte hiedurch eine tiefe Erbitterung gegen die neue Religion, und kettete sich mit einer Art Fanatismus ohne Glauben an die todten Ueberlieferungen des Heidenthums. Macer hatte die Hoffnungen getheilt, welche die hartnäckigen Eiferer für den alten Kultus auf den Kaiser Eugenius gesetzt hatten, aus dem sie einen zweiten Julian zu machen hofften; aber als dieses schwache Werkzeug des Franken Arbogast von dem gewandten Barbaren, der es nur einen Augenblick benützt hatte, vernichtet worden war, hatte das Haupt der Secundinus rechtzeitig das Lager des Eugenius verlassen und war auf seine großen Besitzungen in dem belgischen Gallien zurückgekehrt, indem er dahin nur noch lebhafter und bitterer seine doppelte Abneigung gegen Alles brachte, was Christ, und gegen Alles, was Barbar war. Da nagte unter den Genüssen des Luxus und den Verfeinerungen der Weichlichkeit die Erinnerung an seine gescheiterten Pläne, an seine verlornen Ansprüche an seiner Seele

wie eine geheime Wunde. Seine üble Laune war um so schmerzlicher, als ihn sein Stolz zwang, die Ursache derselben zu verhehlen. Die Ehren, welche er in seiner Geburtsstadt erlangt hatte, schienen ihm eine Verspottung, mit jenen verglichen, welche er sich nahe geglaubt hatte zu erreichen, und dennoch suchte er deren immer neue mit einer heißen Gierde durch tausend kleine Ränke und manchmal durch wahre Schwachheiten. Er bewegte sich voll Galle und Langweile in dem für seine Wünsche engen Kreise, in den ihn sein Geschick einschloß.

Im Schooße einer anscheinenden Behaglichkeit, deren Bitterkeit Niemand ahnte, hatte sich Macer erinnert, daß er einen Sohn besaß, den er ein wenig vergessen hatte, so lange ihn seine ehrgeizigen Hoffnungen ausschließlich beschäftigt hatten; der Stolz des Stammes hatte das väterliche Gefühl wieder erweckt. Er hatte sich vorgenommen, auf diesen Sohn die Hoffnungen zu übertragen, denen er selbst hatte entsagen müssen. Indem er für seinen Erben schon von einer glänzenden Verbindung, reißend schnellem Glücke, Würden und Ehren träumte, hatte er den jungen Lucius aus dem Orient zurückberufen, wo dieser seit sechs Jahren lebte, und um diesem ungeduldig erwarteten Sohne entgegen zu eilen, fuhr er heute mit seinem Bruder Capito die Mosel hinauf.

Dieser, um einige Jahre jünger, war ein Mann von großem Wuchse und einer fast außerordentlichen Beleibtheit. Er hatte eine gesunde Gesichtsfarbe, einen

rothen Mund, große, im Kopfe liegende Augen, die lebhaft waren, ohne ausdrucksvoll zu sein, eine kräftige Stimme, eine pomphafte und theatralische Haltung; man erkannte sehr schnell in ihm einen jener Menschen, welche unter dem noch geehrten Namen des Rhetors nur mehr die gesunkene römische Literatur vertraten. Der einzige Ehrgeiz Capito's war, seine mühsam gedrechselten und gehaltleeren Perioden beklatschen zu lassen. Keine Leidenschaft hatte sein Leben getrübt, außer der Leidenschaft nach kleinen Erfolgen und armseligen Versen. Für ihn war das höchste Ziel menschlichen Ruhmes der Ruf einer Menge berühmter Nebenbuhler, deren Namen die Bewunderung der gleichzeitigen Kenner nicht auf die Nachwelt hat gelangen lassen können, und da er Alles das in sich fühlte, was nothwendig war, um diesen Ruf auch zu erlangen, so freute er sich desselben friedlich im Vorhinein.

Capito hatte auch seine Enttäuschungen erlitten. Er hatte sich daran gemacht, eine Lobrede auf den Kaiser Eugenius, jenen schwachen Rhetor, zusammenzusetzen, der einige Zeit den Purpur durch die Laune des Arbogast trug, so wie ein Sklave den Mantel seines Herrn trägt, bis ihn sein Gebieter wieder selbst nimmt. Ein so schöner Stoff hatte ihn auf das Höchste begeistert; Capito war über sein rednerisches Werk entzückt, denn es war ihm gelungen, in dasselbe Ausdrücke von Cicero, Plinius und Fronto einzuflechten, während sich seine Mitbrüder gewöhnlich

begnügten, nur eines dieser drei Muster nachzuahmen. Unglücklicher Weise hatte ihn der Schluß der Rede, welcher der wirksamste Theil sein sollte und in welchem es Capito gelungen war, nicht eine Zeile anzubringen, die von ihm war, so lange in Gallien zurückgehalten, daß Eugenius eher entthront war, bevor noch der Lobredner seine letzte Periode vollendet hatte. Arbogast war eher mit seinem Kaiser, als Capito mit seiner Rede fertig geworden. Ohne sich durch diesen Vorfall entmuthigen zu lassen, hatte er seine Lobrede wacker fortgesetzt und beendet, indem er dachte, sich derselben eines Tages bedienen zu können. In der That war er einige Jahre später nach Byzanz gegangen, um sie nach einigen kleinen Aenderungen vor der Wiege des Arkadius zu sprechen; aber da der Eunuch, der Capito unter seinen Schutz nahm, mit der arianischen Partei gestürzt worden war, unter deren vornehmste Anhänger er gehört hatte, so war der unglückliche Redner, von seiner Lobrede erdrückt, die er nicht hatte vorbringen können, nach Gallien zurückgekehrt. Er verbrachte sein Leben damit, sie zu feilen, zu glätten, zu verzieren und tröstete sich nach Kräften, indem er sie entweder mit leiser Stimme mit einem immer neuen Entzücken hersagte, oder indem er sie wohlwollend denen, die ihm begegneten, mittheilte, was weit entfernt war, diesen so angenehm zu sein, wie ihm. In diesem Augenblicke wiederholte er nach seiner Gewohnheit eine Lieblingsstelle seiner Rede. Er hatte damit begonnen, sie im Geiste ohne Worte vorzutragen; dann hatte er

sie mit leiser Stimme geflüstert, und nach und nach hatte er den Ton in dem Maße erhoben, als er sich in die Lage dachte und sich im Geiste in den kaiserlichen Palast in die Mitte einer Versammlung versetzte, die entzückt ist, ihn zu hören. Endlich fortgerissen durch diese wachsende Einbildung und durch die Wirkung seiner eigenen Beredtsamkeit, rief er plötzlich mit lauter Stimme: „Wem soll ich Dich vergleichen, göttlicher Augustus, sehr milder und sehr mächtiger Kaiser? Soll ich Dich dem Himmel, dem Monde, den Sternen, dem Meere, der Erde vergleichen? Aber der Himmel —"

Macer, der eine ihm nur zu wohlbekannte Tirade befürchtete, und dem es mißfiel, durch diese Läppereien Betrachtungen entrissen zu werden, die ihm weit ernster schienen, unterbrach den Redner, indem er zu ihm sagte:

„Deine Rede ist schön, mein theurer Publius, Du weißt, wie sehr ich Deine Beredtsamkeit bewundere; sei nicht erzürnt, ich beschwöre Dich darum, wenn ich Deinen Worten nicht mein Ohr leihen kann; von Augenblick zu Augenblick erwarte ich meinen theuren Lucius, meinen einzigen Sohn, der seit zwei Lustrums abwesend ist, am Gestade erscheinen und sich mit der ganzen Schnelligkeit seines Pferdes uns nahen zu sehen; die Erwartung erfüllt meine Seele ganz und gar." Dann fügte er mit einer leisen und tiefen Stimme hinzu, gleichsam als wenn er mit sich selbst reden würde: „Ja, ich erwarte ihn, diesen Sohn,

mit einer mit Verwirrung vermengten Ungeduld. Wie ist er? Was haben seine Reisen aus ihm gemacht? Wie werden Alexandrien und Athen ihn mir zurückgeben? Oh! warum habe ich ihn so viele Jahre in den leichtsinnigen Unterhaltungen der Wissenschaften unter den Rhetoren und Sophisten verlieren lassen? Er wäre vielleicht zur Stunde hoch genug gestiegen, um seinen Vater zu trösten, so tief gefallen zu sein."

Capito hatte, gewohnt in seinem rednerischen Schwunge unterbrochen zu werden, keinen Aerger über die Worte seines Bruders gefühlt; übrigens empfand er für Macer eine mit Furcht vermengte Ehrfurcht. Er begnügte sich also, sich in die Lippen zu beißen, wie um deren Bewegung zu hemmen und er nahm im Geiste die Rede wieder auf, für welche er, selbst wenn er Stillschweigen beobachtete, sicher war, an sich selbst einen Zuhörer zu finden, den er niemals ermüdete.

Indessen — so versunken er auch in diese ihm überaus theuere Beschäftigung war — erhob sich dennoch eine Bewegung der Ueberraschung in ihm, welche einen leichten Anflug von übler Laune an sich hatte, als er Macer die Zeit bedauern hörte, welche sein Sohn den Wissenschaften und der Rhetorik gewidmet hatte. Capito rief voll Ueberraschung:

— „Sehr geehrter Bruder! Wie kannst Du so sprechen? Bist Du denn ein Feind der Minerva, wie Ajar, der Sohn des Oileus? Würdest Du es wagen, den Musen die Achtung zu versagen, wie die Töchter

des Pierius.[1]) Hat Cicero nicht göttlich geschrieben: ‚Die Wissenschaften begleiten uns im Glücke, sie trösten uns im Unglücke, sie gehen mit uns in das Feld, in den Krieg, sie bezaubern unsere Tage und unsere Nachtwachen?' Führen außerdem die Wissenschaften in diesem Jahrhunderte ihren Zögling nicht zu allen Ehren? Haben sie nicht die Schätze des Plutus, die Palmen des Ruhmes, das von ihnen der Ziege Amalthea geraubte Füllhorn in ihren Händen? Sind die Schulbänke nicht die Bänke des Senats geworden? Ist der Lehrerstuhl nicht der kurulische Stuhl des Consuls geworden? was sage ich! unsterbliche Götter, noch weit mehr, der Thron der kaiserlichen Macht? War nicht dieser berühmte Kaiser Eugenius ein Redner, an den ich, wenn seine Regierung nur sechs Monate gedauert hätte, diese Worte zu richten gedachte, welche so edel meine Rede schlossen: ‚Ewige Majestät —'"

Macer, der von Neuem durch diese Lobrede bedroht wurde, welche weit mehr als die ephemere Majestät des Eugenius den Namen der ewigen verdiente, und sich bemühte, seinem Bruder durch ein Lob zu entkommen, sagte zu ihm:

„Wie sehr beklagenswerth ist es, daß Du nicht die Zeit gehabt hast, Dein Werk zu vollenden, bevor dieser echte Römer, bevor dieser Feind des neuen

---

[1]) Die neun Töchter des Pierius hatten die Musen zum Wettkampfe im Gesange herausgefordert, wurden aber von denselben besiegt und in Elstern verwandelt.

Aberglaubens" — fügte er hinzu, seine Stimme dämpfend und aus Gewohnheit mit Mißtrauen um sich blickend, obwohl kein Fremder ihn hören konnte — „bis dieser für die alte Religion und das alte römische Vaterland wohlgesinnte Fürst durch einen treulosen Franken gestürzt wurde! Aber was von dem barbarischen Blute erwarten! O, wann wird der letzte Tropfen dieses Blutes in den Sand unserer Circus geflossen sein? Wann wird er von den Tigern und Löwen unserer Amphitheater getrunken worden sein?"

In diesem Augenblicke erschien auf einem weißen Pferde, das eine prächtige Schabracke trug und sein goldenes Gebiß mit Schaum bedeckte, ein junger mit einer ausgesuchten Eleganz gekleideter Mann, dem eine sehr große Anzahl Sklaven zu Pferd und zu Fuß folgten, welche eine leere Sänfte trugen. Er näherte sich im langsamen Schritte und seine ganze Haltung athmete Weichlichkeit.

Zwei Sklaven, welche zu beiden Seiten und fast unter den Füßen des Renners einhergingen, hielten einen Schleier über das Haupt ihres Gebieters gespannt; zwei andere schritten ihm voran, um den Staub vor seinen Schritten zu löschen und verspritzten ein wohlriechendes Wasser auf den Boden.

Sobald Lucius die Barke seines Vaters gewahrt hatte, setzte er sein Pferd in Galopp und indem er sich im Sattel wiegte, erschien er als ein geübterer und feurigerer Reiter, als es die Nachlässigkeit seiner

früheren Haltung hätte vermuthen lassen können. Indessen war eine kleine Barke abgestoßen und hatte die beiden Brüder an das Gestade gebracht. Lucius schwang sich eilends von seinem Pferde und nachdem er die Kleider und den Bart Macer's berührt und die väterliche Brust mit Ehrfurcht geküßt hatte, wurde er in die Arme seines Vaters und in die seines Oheims geschlossen, der weinend ausrief: „Nein, Ulysses drückte den schönen Telemach nach einer langen Abwesenheit nicht zärtlicher an seinen Busen!"

Die zwei Brüder und der junge Lucius näherten sich nun einem Zelte, unter welchem sie ein prächtiges Festmahl erwartete, zu dessen Bereitung kurze Zeit hingereicht hatte. Dieses Zelt war in geringer Entfernung vom Fluße am Abhange eines Hügels unter großen Bäumen aufgerichtet, welche den Gesang von tausend Vögeln in die Lüfte sandten. Purpurkissen waren auf der saftig grünen Erde zerstreut und zwölf Sklaven lauerten, um ihm zuvorzukommen, auf den geringsten Wunsch der drei Tischgenossen. Die Sklaven schöpften ohne Ende aus einem großen mit Bordeauxwein gefüllten Krater, auf welchem Rosenblätter schwammen, oder sie gingen, auf ein Zeichen des Macer, um eine kostbare Amphora zu holen, die einen Nektar von Chios enthielt, welchen dreißig Consule gereift hatten.

Während der Mahlzeit führten schöne Sklavinen, stolz, vor ihrem jungen Gebieter zu erscheinen, am Eingange des Zeltes anmuthige Tänze auf; verschiedene Possenreißer strengten sich an, seine Aufmerksamkeit

durch wunderbare Sprünge oder komische Verdrehungen zu erregen; ein Freigelassener, welcher der Poet der Familie Secundinus war, trat vor, um demüthig ein Gedicht zu sprechen, in welchem er den Willkomm des Lucius bei den väterlichen Laren feierte. Endlich spielte man ein kleines Drama, welches Capito für diese Gelegenheit zusammengestellt hatte, indem er abwechselnd immer einen griechischen und einen lateinischen Vers sagen ließ; alle lateinischen Verse waren dem Lucilius, und alle griechischen Verse dem Lycophron entnommen.

Dann stiegen die Tischgenossen, mit Blumenkronen geschmückt, um die fröhliche Rückkehr des Lucius zu feiern, wieder in ihre Barke im Augenblicke, als die ersten Schatten der Nacht sich über die Wasser ausbreiteten. Bald erhob sich der Mond und sie glitten in seinem blassen Lichte dahin, von der anderen Barke begleitet, in welcher sich unter den Tönen von Flöten und Lyra's melodische Stimmen erhoben, die im Chore den Abendgesang anstimmten.

Als das Lied geendet war, folgte ihm ein Augenblick des Stillschweigens. Inmitten der Festlichkeiten und der Freudenbezeugungen über die Rückkehr, waren Macer und sein Sohn ein wenig beunruhigt über die Verfassung, in der Jeder von ihnen den Anderen nach so vielen Jahren der Abwesenheit und einem so lange unterbrochenen Briefwechsel finden würde. Was Capito betrifft, dessen Gemüthsruhe keine Betrachtung zu trüben die Macht hatte, so dachte er in diesem Augenblicke

nur an die Schönheit seines Drama's, das er das Vergnügen gehabt hatte, ganz gut dargestellt zu sehen, Dank der unermüdlichen Sorgfalt, die er seit einem Monat daran gewandt hatte, diese Darstellung vorzubereiten. Da er derjenige von den Dreien war, dessen Geist am wenigsten beschäftigt war, so ergriff er zuerst das Wort.

— „Beim Jupiter!" sagte er, „denn es ist uns erlaubt, uns Gelehrten, den Vater der Musen anzurufen, da Du von Athen kommst, schöner Lucius, erscheinst Du mir als eine wahrhaft göttliche Persönlichkeit, Du scheinst mir kein Sterblicher, wohl aber der Sohn eines der Götter zu sein, die den Olymp bewohnen, wie der Dichter sagt."

„Warum vergleichst Du mich nicht," sagte Lucius lächelnd, „mit Hermes, der von dem strahlenden Olympe in die kalten und finstern Wohnstätten der Zimbrer kam, mich, der ich von den herrlichen Gestaden des Ilissus, vom Fuße des Hymettus und des Pentelikon an die neblichten Ufer dieses Flußes Galliens, an die äußersten Grenzen des römischen Reiches versetzt werde! Aber, theurer Oheim, es ist kein großer Vortheil, mit den unsterblichen Göttern verglichen zu werden, denn trotz ihres Namens scheinen sie dem Sterben sehr nahe zu sein; der Rauch der Opfer steigt nur selten zu ihnen empor und sie müssen an Entkräftung und Mattigkeit zu Grunde gehen. Die Epikuräer haben angefangen, ihnen das Dasein abzusprechen und sie ersetzen sie, o Schmach! durch Atome und den Zufall,

indem sie behaupten, daß die einen so winzigen und der andere so blinde Alles gethan haben, was das Volk der Weisheit der Götter zuschreibt."

„Dann sind andere noch gefährlichere Atheisten erschienen, die Christen, welche, nachdem sie lange Zeit der Auswurf des Kaiserreiches, der Spott des Volkes, der Gegenstand der Verfolgungen und die Speise der Löwen waren, nun die Günstlinge des Cäsars, des irdischen Jupiters, sind, der heutzutage mächtiger ist, als der Cäsar des Himmels. Was konnten die armen Unsterblichen gegen so mannigfaltige und so mächtige Feinde thun? Ich beginne zu glauben, woran ich lange Zeit gezweifelt habe, daß die Cretenser, so große Lügner sie auch sind, doch die Wahrheit gesagt haben könnten, als sie auf ihrer Insel das Grab Jupiters zeigten. Aber überlassen wir die Unsterblichen den Händen des Schicksals, welches sie so wie uns leitet, und sage mir, mein theurer Oheim, warum ich Dir einem Bewohner des Olymps so ähnlich geschienen habe?"

— „Drei- und viermal glücklich," antwortete Capito, „derjenige, welcher wie Du, schöner Lucius, den Pnyx[1]) und das Pökile[2]) und die Säulenhalle gesehen, der sich in dem Ceramikus[3]) ergangen und

[1]) Platz für die Volksversammlungen.

[2]) Eine mit historischen Gemälden geschmückte Säulenhalle.

[3]) Ein Platz, etwa dreiviertel Stunden nördlich von der Stadt gelegen; auf demselben befand sich die berühmte Akademie, wo Plato lehrte.

unter den Platanen des Gartens des Akademos geschlafen hat!"

— „Ein großes Glück fürwahr!" sagte Lucius, dessen anfangs anmuthiges und sorgloses Lächeln unmerklich bitterer und spöttischer wurde, „ja, ich habe den Pnyx, wo ehemals Eschines und Demosthenes donnerten, geschwätzigen Advokaten und kindischen Schönrednern überlassen gesehen; ich habe das Pöcile, voll von Erinnerungen und Gemälden des Miltiades und Kimon, von müssigen Wortstreitern besucht gesehen. Ich habe unter der Säulenhalle Stoïker behaupten gehört, daß der Schmerz kein Uebel sei und gesehen, wie sie, von einem Gichtanfalle überrascht, mit hinkendem Schritte schreiend und seufzend wie Weiber davoneilten. Ich bin in dem Ceramikus einen ganzen Tag mit einem Peripatetiker[1]) spazieren gegangen, dessen Gespräche meinen Geist ebenso ermüdeten, als das Gehen meine Beine ermüdet hatte. Ich habe in der Akademie einen Schüler des göttlichen Plato gesucht; aber ich habe nur einen Pyrrhonianer[2]) gefunden, den ich fragte, ob er existire, und der so viele Zeit daran verwandte, um mir ausgezeichnete Gründe zu geben, es zu glauben, es nicht zu glauben und daran zu zweifeln, daß ich endlich, sowie Du es gesagt hast, theurer Oheim, ohne Zweifel von irgend

---

[1]) Anhänger des Aristoteles.

[2]) Anhänger des Pyrrho, des Stifters der skeptischen Schule.

einem Gott begeistert, unter einer der Platanen im Garten des Akademos eingeschlafen bin."

Capito war verblüfft, einen jungen Mann das so leicht nehmen zu sehen, was ihm geheiligt schien, die berühmtesten Bücher und Schulen. Indessen erwiderte er, da er dieß Urtheil nicht für ernstlich halten konnte, mit seiner unerschütterlichen guten Laune:

„Liebenswürdiger Neffe, Du scherzest muthwillig über uns. Ohne Ehrfurcht für unser ehrwürdiges Alter!" fügte er lächelnd und mit der inneren Befriedigung eines Mannes hinzu, welcher noch alle Anrechte an die Welt hat und sich im Besitze aller Vortheile der Jugend glaubt. „Es ist nicht staunenswerth, daß Du, der Du von Athen kömmst, attisches Salz dem faden Wasser unserer Flüsse beimengest; aber wenn Du auch für die Reize der Philosophie, dieser ernsten und etwas finsteren Lehrerin, ebenso kalt bliebst als Hippolytes, so ist es doch sicherlich unmöglich, daß Du nicht für die Rhetorik, diese verführerische Nymphe, in Liebe entbrannt bist, welcher Nichts widersteht, deren Wort Honig und deren Zunge golden ist, die sich für jene schmückt, welche die Schönheit der Sprache lieben und sie durch die Liebkosungen der Beredtsamkeit fesselt, welche süßer sind als die Küsse junger Mädchen."

Lucius, der über diese leidenschaftliche Gluth Capito's lächelte, sagte zu ihm:

„Theurer Onkel, ich kann in diesem Punkte nicht Deiner Ansicht sein, und wenn Du die schwarzen

Augen der Jungfrauen Asiens und Griechenlands gesehen hättest, würdest Du mir vergeben, ihr Lächeln den Liebkosungen der Nymphe vorgezogen zu haben, von der Du mir sprichst. Ich würde, ich bekenne es, die Tropen, die Redefiguren und den Wohlklang der schönsten Perioden für einen Vers Anacreons geben, wenn er durch meine Lesbierin Thisbe gesungen wird."

— „Ach! Jugend, leichtsinnige Jugend, das sind deine Worte. Das jugendliche Alter ist dem vergoldeten Joche der Venus unterworfen, sagt Kallimachus, aber schlagen wir, ich bitte Dich, die Pegasus-Flügel der Metapher zurück, und reden wir eine irdischere Sprache. Sag, willst Du Dich in der Kunst, schön zu reden, in den ersten der Künste, hervorthun? Und welchen Theil willst Du auf diesem fruchtbaren Felde wählen? Was reizt Dich mehr, die Kämpfe auf der Gerichtsbank, die Deklamationen der Schule, die Ausfälle gegen die Tyrannen, oder die Lobeserhebungen der Kaiser? Dieser letztere Theil ist der edelste und prächtigste. Wenn Du diese Bahn verfolgst, wird Dir meine Erfahrung auf derselben als Führer dienen können. Mein schwaches Talent hat sich auf dem Gebiete der Lobrede versucht, und wenn Du neugierig wärest zu hören —"

— „Berühmter Capito," sagte, ihn unterbrechend, Lucius, den ein geheimes Gefühl ermahnte, diesen vertraulichen Antrag auszuschlagen, „ich fühle mich keineswegs versucht, einen Namen mehr den unzähligen

Namen der berühmten Redner des Kaiserreiches beizugesellen. Was in der Laufbahn des Gerichtsanwaltes thun? Mich heiser schreien um die Wiedereinsetzung eines Grenzsteines zu bewirken oder um ein Testament umzustoßen? Die rednerischen Bewegungen eines Demosthenes und Cicero mir zuziehen, um zu beweisen, daß Mycillus einen Ehebruch begangen, oder daß Damon eine junge Ziege gestohlen hat? Sollte ich mich den Deklamationen der Schule widmen? Aber welche Beschäftigung ist wohl elender als die, sich kalten Blutes über eine eingebildete und oft lächerliche Thesis zu erhitzen! Soll ich mich zum Ankläger der Tyrannen aufwerfen, die nicht mehr sind? Sollte ich mit Phalaris und seinem Stier Streit suchen? Aber heißt das nicht mit einem Schwerte in's Wasser hauen oder einen Schlag in das Nichts führen? Ist andererseits das Preisen der Lebenden nicht eine undankbare und schwierige Aufgabe? Wie diese von Lobeserhebungen gesättigten Paläste reizen? wie die abgenützte Schmeichelei verjüngen oder wie eine neue Schmeichelei erfinden? Es bedarf hiezu eines Genius, den mir die Götter nicht verliehen haben, man muß — verzeih, berühmter Capito, denn ich kenne Deine Lobrede nicht, welche, ich zweifle nicht daran, keiner anderen gleicht — seinen Geist auf die Folter spannen, um ein so seltsames Lob zu entdecken, daß die Niedrigkeit desselben nicht zum Vorschein komme, eine Schmeichelei, welche den in Erstaunen setzt, an den sie gerichtet ist, und die von Bewunderung hingerissenen

Zuhörer zu dem Geständnisse zwingt: ‚In Wahrheit, wir wußten nicht, daß die Schmeichelei so weit gehen und so tief herabsinken könnte!'"

Hier hielt Lucius inne, als er die Ueberraschung und Verblüfftheit gewahrte, die sich auf den Zügen Capito's abspiegelten. Er schien von Entsetzen und Furcht erfaßt, alle seine Gedanken waren über den Haufen geworfen; seine gewöhnliche Beredtsamkeit war verstummt; er konnte kein Wort finden und begnügte sich, die Hände und die Augen gegen Himmel zu erheben, einen schweren Seufzer der Verzweiflung ausstoßend, welcher zu sagen schien: „Mußte ich deßhalb bis zu diesem Tage gelebt haben, um solche Lästerungen zu hören!"

Macer konnte sich nicht des Lächelns enthalten, als er ihn auf diese Weise durch die Worte des Lucius versteinert sah, und sich an diesen wendend, sagte er: „Du bist streng, mein Sohn, gegen die Philosophie und die Wissenschaften."

— „Gegen die Sophistik und die Rhetorik, mein Vater."

— „Gleichviel, mein Sohn, ich werde es nicht auf mich nehmen, sie gegen Dich zu vertheidigen. Wenn Dein Onkel seine Beredtsamkeit wieder gefunden haben wird, wird er Deine geringschätzenden Ansichten, die ich übertrieben finde, widerlegen. Indem ich mich bezüglich dieses Gegenstandes, den er besser als ich zu Ende führen wird, auf ihn verlasse, werde ich Deinem Ehrgeize ein anderes Ziel, als die Palmen

der Schule, ein ernsteres Ziel vorschlagen. Du gehörst einer alten Familie an, die mit den Anicius und den Flaviern verwandt ist, einer Familie, welche dem Kaiserreiche Senatoren, Consuln, einen Präfekten der Prätur Gallien, einen Präfekten der Prätur Italien und eine große Anzahl Würdenträger des kaiserlichen Palastes geliefert hat. Empfindest Du nicht eine edle Begierde, in ihre Fußstapfen zu treten? Du kannst weiter gelangen als sie. Wir haben Freunde in Mailand und in Konstantinopel; es wird Dir leicht sein, Dich an die Seite eines der zwei Kaiser zu stellen; die Laufbahn der Gesandtschaften steht Dir offen. Wenn Du Lust für das Waffenhandwerk hast — die guten Heerführer sind so selten heutzutage, daß man genöthigt ist, deren, o Schmach! in den Reihen der Barbaren aufzusuchen! Wer weiß, ob Du nicht Deinen Namen in die konsularischen Jahrbücher einschreiben wirst? Du wärest nicht der erste Consul, den Gallien geboren werden sah. Es hat mehr gethan," fügte er mit einem Ausdrucke hinzu, welcher eine tiefe und geheime Gluth anzeigte, „es hat mehr als einen Bürger von minder edler Abstammung als die Deinige hervorgebracht, der den kaiserlichen Purpur erfaßt hat. Nichts ist unmöglich, mein Sohn, in unseren Zeiten der Unordnung und des Umsturzes. Eine Prophezeiung, welche im Lande die Runde macht, verkündet, daß ein Secundinus das Kaiserreich besitzen wird. Ich selbst habe eines Tages geglaubt, daß vielleicht — aber, das ist vorbei, ich habe mich für

eine verlorene Sache bloßgestellt; Du, mein theurer Sohn, mein einziger Sohn, Du bist jung, Nichts hält Dich zurück, ziehe darum muthvoll die Bahn, auf der ich gestrauchelt bin; gehe den Ehren, dem Ruhme, der Macht entgegen; Muth, Lucius, sei glücklicher als Dein Vater!"

Lucius wurde durch die väterliche Aufmunterung gerührt, aber diese Worte erregten in ihm die ehrgeizigen Gefühle nicht, welche Macer erweckt zu haben hoffte. Er entgegnete mit einem liebevollen und schwermüthigen Ausdrucke:

— „Ich will Deine Zärtlichkeit nicht mißbrauchen, mein theurer Vater! Die Laufbahn der Ehren reizt meine Trägheit, oder wenn Du willst, meine Schwachheit nicht. Was sind denn heutzutage diese Ehren, die man sich so erbittert bestreitet? Ein so eitler, so gebrechlicher und minder leicht zu tragender Schmuck," fügte er lächelnd hinzu, „als diese Blumenkrone, welche ich in meine Haare gedrückt habe, und die der Wind, der uns fortbringt, in die Wellen entblättert. Die Ehren der Kurie sind ein drückendes Hinderniß und eine lästige Auflage, die Amtsverrichtungen des Prätors eine verbrämte Sklaverei. Verdienen sie eine Anstrengung, oder selbst nur einen Wunsch, diese Würden des Präfekten der Prätur oder selbst des Consuls, lächerliche Titel, die man ohne Maß verschwendet, mit denen man Gratian seinen Lehrer betheilen gesehen hat, wie es Caligula gefiel, sein Pferd zum Consul zu erklären."

— „Den gelehrten, geistreichen Ausonius, die Blume der Redner Aquitaniens, wagst Du mit dem Pferde des Caligula zu vergleichen!“ unterbrach ihn Capito schmerzlich.

— „Was den Krieg betrifft, so gestehe ich Dir, ich bin ein wenig zu sehr an die elegante Muße, an die Vergnügungen des Circus und des Amphitheaters, an die bis in die Nacht dauernden Bankette und die Gesänge gewöhnt, um viel Vergnügen daran zu finden, in den batavischen Morästen oder unter den Horden des Harzwaldes zu lagern, die Nächte auf einem nackten Felsen oder im Kothe zu verbringen, bloß um die unendliche Freude zu genießen, einige tausend jener wilden Thiere umzubringen, die man Franken, Vandalen oder Gothen nennt. Ich überlasse diese Mühe unseren Gladiatoren, welche sich derselben besser entledigen werden als ich. Was ist endlich selbst die höchste Macht, das kaiserliche Scepter werth, das Du mir von Weitem gezeigt hast, mein Vater? Ich würde für das Diadem des Honorius nicht eine wohlriechende Locke meiner Haare geben. Welches Vergnügen findet man daran, von ganz oben den Abgrund sich aushöhlen zu sehen, in den das Kaiserreich versinkt, es seinen Händen entgleiten zu fühlen, um sich in denselben zu stürzen. Andere mögen die Sorge übernehmen, dieses Grabgeleite zu führen. Deine Weisheit, mein Vater, muß den Verfall gewahr geworden sein, der mit jedem Tage wächst; es würde der Arm eines Atlas nothwendig sein, um die Last einer Welt,

welche bergab rollt, aufzuhalten, und der meinige kann kaum einen großen gallischen Becher, der doch mit einem köstlichen Weine gefüllt ist, erheben und an meine Lippen führen. O, mein Vater, glaube mir, diese Zeit ist weder die Zeit zu sprechen noch die Zeit zu handeln, sie ist die Zeit, den Ruhm der Wissenschaften und die Eitelkeit des Ehrgeizes zu bemitleiden. Das Beste, was man thun kann, ist, sich auf ein latifundium (Landgut) zurückzuziehen, an den grünenden Ufern der Mosel an die Seite eines verehrten Vaters und eines geliebten Oheims, und von dem reinen Tempel der Weisheit die bewegten Wogen des Lebens, die stürmischen Leidenschaften und das unsinnige Getriebe der Menschen zu betrachten. Und wenn man eines Tages, was immer geschehen könnte, dieser erhabenen Weisheit müde wird, so bleibt ein letztes Trankopfer dem Tode und der Vergessenheit zu verrichten übrig, vielleicht mit einem Tropfen eines feinen Giftes wie dieses, welches sich unter dem Diamanten dieses Ringes befindet; es bleibt noch übrig, sanft die Augen dem Lichte zu verschließen und lächelnd in die ewige Nacht zu gleiten, aus der Alles hervorgegangen ist, und in welches Alles wieder versinken muß."

Macer hörte seinen Sohn mit Traurigkeit an; jedes seiner sorglosen oder bitteren Worte entführte ein Wrack seines Traumes mit sich fort. Der Leichtsinn der Jugend ist oft grausam für das vorgerückte Alter; mit einem Schlage ihres launenhaften Flügels

stürzt sie die Hoffnungen über den Haufen, welche es durch lange Jahre stillschweigend genährt hat. Die Flatterhafte kann neue Täuschungen suchen, aber jene, welche sie spielend zerstört, sind die letzten und können nicht wieder ersetzt werden. Lucius fühlte nicht, bis zu welchem Grade er das Herz seines Vaters zerriß. Dieser war gewohnt, die Bewegungen seiner Seele zu verschließen und zu verbergen, so oft es ihm keinen Nutzen gewährte, sie zur Schau zu tragen, und verrieth weder durch ein Wort noch durch den Ausdruck seiner Stimme den tiefen Schmerz, den er empfand. Er fuhr fort, mit Lucius in einem ruhigen Tone sich zu unterhalten, indem er die Wunde verbarg, die er erhalten hatte, und in seinem Geiste die Mittel überdachte, sich des Geistes seines Sohnes zu bemächtigen und ihn zur Erfüllung seiner Absichten anzuleiten.

Was Capito betraf, so war ihm der erste Theil der Unterredung peinlich gewesen und hatte ihn zum Schweigen gebracht. Seit die Unterredung sich über ernstere Gegenstände verbreitete, hörte er nicht mehr zu; seine ganze Aufmerksamkeit war auf ein Distichon gerichtet, dessen Gedanken er seit einem Monat erfaßt hatte, und in welchem er die Rückkehr des Lucius feiern wollte. Der Aerger, den ihm sein Neffe verursacht hatte, hatte ihn nicht vermocht, einer Unternehmung zu entsagen, die ihm so viele Arbeit verursacht hatte, und die er sich nahe glaubte, ihrem Ende zuzuführen. Uebrigens war er ohne Galle und Groll. Dann mußte sein Distichon so schön sein!

und besonders, dieß war die wichtige Bedingung, man mußte es gleich gut lesen können, ob man bei dem ersten oder bei dem letzten Worte anfangen mochte.

Während er in seine poetischen Leistungen vertieft war, besprachen Macer und Lucius, ohne auf ihn Acht zu haben, die Tagesereignisse und die politische Lage des Kaiserreiches. Nach und nach hatte die ironische Heiterkeit des Lucius einer Art verzweifelter Gleichgiltigkeit Platz gemacht, welche mit den unruhigen Betrachtungen des alten Politikers im Einklange stand. Seit langer Zeit hatte Macer die Musik aufhören geheißen, die ihn belästigte. Das Schweigen wurde nur durch das eintönige und rasche Bewegen der Ruder unterbrochen. Der Mond hatte sich hinter eine schwarze Wolke versteckt, durch welche man ihn für Augenblicke sich bewegen und schimmern sah. Man war an eine Stelle gelangt, wo der Fluß, tiefer und reißender, seinen abschüssigen Ufern näher rückte und sie umschloß; Felsen und große Thürme ragten in die Lüfte. Der Anblick der Gegend und der Nacht theilte den beiden Sprechenden eine düstere Stimmung mit, und verdoppelte die verschiedene aber gleiche Trauer, welche gemeiniglich auf ihren Seelen lastete. Die Unterredung nahm, so wie der Fluß, eine immer düsterere Färbung an; sie sprachen von Vorhersagungen, die sich allerorts erhoben, und die unbestimmt das Ende des römischen Kaiserreiches ankündigten. Es waren die „Mathematiker", welche trotz der hartnäckigsten Verfolgungen darauf beharrten, eine unvermeidliche

Katastrophe zu prophezeien; der alte etruskische Cyklus, der Cyklus des Lebens des römischen Volkes, sollte zu Ende gehen; die von den zwei Geiern dem römischen Adler vorhergesagten zwölf Jahrhunderte waren fast vollendet. Gleichzeitig wurden die von den alten römischen Familien verachteten christlichen Ueberlieferungen als plebejischer Aberglauben in einer Zeit erachtet, in welcher man allen Träumereien, allem Glauben ein neugieriges und unruhiges Ohr lieh, und die christlichen Ueberlieferungen verkündeten ebenfalls, nach der Apokalypse und den den Sybillen zugeschriebenen Gesängen das Ende der Welt mit dem Ende des Kaiserreiches. Dann sprachen Vater und Sohn von den Barbaren, welche vom Palus Mäotis bis an den Rhein von allen Seiten vorrückten. Macer rühmte Julian, der die Rheingrenze mit festen Plätzen umgürtet hatte; er beklagte sich, daß Trier, vormals der Sitz des kaiserlichen Hofes des Westens, nun durch Mailand ersetzt worden sei. Er bedauerte die von den Ufern des Rheins zur Vertheidigung Italiens abgerufenen Legionen; er tadelte alle diese Maßregeln mit der einem betrogenen Ehrgeize verzeihlichen Bitterkeit; er empfand etwas wie eine geheime Freude, wenn er an die Uebel dachte, die über sein Land kommen konnten, um es dafür zu bestrafen, daß es seine Dienste abgewiesen habe; er kündigte mit Wohlgefallen Unglücksfälle, Niederlagen und eine traurige Zukunft an.

Lucius schien diese düstere Aussicht mit einer

traurigen und zerstreuten Gleichgiltigkeit zu betrachten. Plötzlich rief er, durch eine Ueberwindung seiner selbst seine spöttische Heiterkeit zurückrufend: — „In den großen Gefahren opfert man, um vor der Fortuna, der blinden Königin dieser Welt, das zu retten, was sie bedroht, einen Gegenstand von gleichem Werthe. Wohlan!" fügte er bei, indem er seine Krone in den Fluß warf, „meine Blumenkrone für das Heil des römischen Kaiserreiches!"

II.

Die vorzüglichste Besitzung der Secundinus war an den Ufern der Mosel, einige Meilen von Trier entfernt, gelegen. Sie bestand aus einer Sommer- und einer Winterbehausung, von denen die letztere gegen Süden und die erstere gegen Norden gekehrt war, und deren jede ihre Bäder und Säulenhallen besaß. Alle beide wurden von einem hohen Thurme überragt, von dessen Zinne man eine bewunderungswürdige Aussicht genießen, und von Weitem das Anlangen einer Bande Barbaren, oder empörter Bauern oder jener Plünderer überwachen konnte, die sich von den Legionen weggestohlen hatten, und die manchmal ebenso fürchterlich waren, als die empörten Bauern und die Barbaren; die Vorsichtsmaßregeln gegen die Gefahr verbanden sich von nun an mit den Anstalten, die getroffen wurden, um die Süßigkeiten des Lebens zu genießen.

In einiger Entfernung von den beiden Wohnhäusern war eine weite Strecke durch einen Haufen von Gebäuden, Gehöften, Scheunen, Getreideböden, Ställen, Höfen und Einfriedungen bedeckt, die das „proedium“ bildeten und zur Bebauung des ausgedehnten, im Besitze der Secundinus befindlichen Gebietes dienten. Neu aufgerichtete Mauern und ein tiefer Graben umgaben die Wohnungen, eine wahre Befestigung, die aus der Nothwendigkeit entstand, sich gegen die Handstreiche zu sichern, durch welche man häufig bedroht war. Diese Befestigungen gaben dem Zufluchtsorte des römischen Prunkes das Aussehen eines kleinen Castells; sie zeigten das an, was später an diesen Ursprung erinnern und den Namen „Castell“ im Mittelalter tragen sollte.

Zwischen den Gebäuden und dem Flusse befanden sich Gärten, Glashäuser, Fischteiche, Quellen, welche in Wasserkünste sich verzweigten, als kleine Wasserfälle über mit Muscheln und farbigen Kieseln besäete Stufen hinabbrausten oder Orgeln anschwellten, die unaufhörlich in die Lüfte eine melodienreiche Klage sandten. Felsen, die mit verschiedenen Nüancen gemalt waren, schimmerten durch die Bäume; Statuen zeichneten sich am Blau des Himmels oder auf dem Rasen ab, der von den Sandsteinhügeln, die sich bis an das Ufer der Mosel erstreckten, roth gefleckt wurde; hinter den Hügeln erhoben sich fast senkrecht Berge, deren Gipfel von großen Wäldern geschwärzt wurden, welche das Beil noch nicht gelichtet hatte und die

sich bis an den Rhein hinzogen, und jenseits des Rheines mit den undurchspähten Tiefen jener Wälder Germaniens sich vereinten, in denen die Barbaren hausten.

Alles in der Wohnung war in Bewegung und in Aufregung. Das Sklavenvolk, welches sie anfüllte, war versammelt worden, um dem jungen Gebieter das Schauspiel dieses Theiles seines Erbes zu bieten, wie er die Besichtigung der Rinder-, Schaf-, Pferde- und Schweineheerden vornehmen würde, die er eines Tages besitzen sollte. Es befanden sich da dreitausend menschliche Wesen, denen man den Namen Menschen verweigerte, und die, Einige mit verächtlichen Hoffnungen, die Mehrzahl aber mit der stumpfen Gleichgiltigkeit der Knechtschaft, die Ankunft ihres neuen Gebieters erwarteten. Wenn seine Ankunft sie erfreute, so geschah es nur deßhalb, weil sie für einige Stunden die Zwangsarbeit, die Drohworte und die von der blutigen Peitsche verschwenderisch ausgetheilten Hiebe unterbrach.

Abseits von der Menge hielten sich die zu besonderen Aemtern bestimmten oder unmittelbar der Person ihres Gebieters zugewiesenen Sklaven. Man sah an ihrer niedrig hochmüthigen Miene, daß sie ihre zu geringeren Diensten bestimmten Kameraden verachteten, obgleich gerade sie über ihre Lage noch mehr hätten erröthen sollen, die so zu sagen in ihrer Person die edelsten Eigenschaften der menschlichen Seele herabwürdigte und erniedrigte. Unter diesen

befanden sich Vorleser, Schreiber, Bibliothekare und selbst ein Grammatiker und ein Pädagog.

Die Schneider, die Schmiede, die Zimmerleute vereinigten sich in Gruppen, Jeder mit denen seines Handwerkes. Die Wichtigkeit, welche ihnen die Industrie verlieh, erhob sie ein wenig über die Erniedrigung der Knechtschaft. Ein guter Arbeiter war in Wirklichkeit ein halber Freigelassener. Der größte Theil der Musikanten, der Jäger, der Fischer, der Köche waren Lucius entgegengeführt worden. Jene ihres Gleichen, welche zurückgeblieben waren, ließen auf ihren neidischen Stirnen den Aerger sehen, den ihnen die Bevorzugung der Anderen verursacht hatte, denn die eifersüchtige Eitelkeit quält die vergemeinertsten Seelen und die verworfensten Gemüther.

Die Anbauer machten sich durch eine etwas heiterere Gesichtsfarbe bemerkbar; sie gehörten der Scholle an, einer minder harten und minder launischen Tyrannei, als die des Menschen. Der Rest war Nichts als ein Haufen Elender, die alle unter tausend seltsam veränderten Gestalten den Anblick derselben Schmach und desselben Unglückes darboten. Da fanden sich alle Aehnlichkeiten und alle Gegensätze bunt durcheinander. Ein sarmatischer Hirt lag auf der Erde neben einem numidischen Läufer; gallische Ochsentreiber saßen neben phrygischen Tänzern; ungestaltete Zwerge schlüpften zwischen Germanen mit riesenhaften Gestalten durch. Da sah man stumpfe Gesichter, stiere Blicke, die Miene der Rohheit, welche sich verständnißlos unter

der Gewalt beugt; dort wandten sich Augen mit dem Ausdrucke eines Hasses, der sich verbirgt, einer Bosheit, welche von der Furcht zurückgehalten wird, nach der Seite ab; weiter entfernt sah man verschmitzte und unverschämte Physiognomien, Physiognomien des Davus[1]) und der Satyren, welche alle Laster zu kennen und ihnen zu dienen zu versprechen schienen; außerdem zeigten sich neben der Gruppe alter Landleute mit wenigen und weißen Haaren, mit faltigen und zitternden Händen und von dem Alter gekrümmten Rücken, einige schöne Jünglinge mit langen und wohlriechenden Haaren, die bestimmt waren, während der Festmahle die Becher anzufüllen. Unter dieser Menge befanden sich noch durch die Sonne gebräunte Syrier, zum Laufen geschickte Iberer, Gothen mit blauen Augen, Alanen mit rothen Haaren, Taifaler und Hunnen mit häßlichen Schädeln.

Dieser Menschenschwarm aller Alter, aller Gestalten und aller Raçen drängte sich in den Höfen, lagerte sich in den Säulengängen oder drückte sich durcheinander in die zu den landwirthschaftlichen Beschäftigungen bestimmten Säle, während die Verwalter einen strengen und raschen Blick über sie schweifen und die Aufseher das Schwirren ihrer immer zum Zuschlagen bereiten Riemen ertönen ließen. Damit die Stufenleiter dieses ganzen Theiles unbeweglichen

---

[1]) Davus ist der Name eines schlauen Sklaven in einem Lustspiele des Terenz.

Gutes vollkommen sei, führte man zwei aus den finsteren Orten, in die sie verbannt waren, heraufgeholte Haufen herbei, es waren die zum Drehen des Mühlrades bestimmten Sklaven und die gefesselten Bewohner des ergastulum. Diese Unglücklichen, die kaum mit einigen ekelhaften Lumpen bekleidet waren, deren Kopf geschoren, deren Körper von Hieben durchfurcht und deren Gesicht mit den durch glühendes Eisen aufgedrückten Merkmalen bedeckt war, näherten sich zu zwei und zwei, indem sie sich wegen der Fesseln nur mühsam schleppten und ihre Augen bei dem ungewohnten Lichte zwinkerten. Man lagerte sie längs einer Mauer, als wenn sie auf dem Markte zu verkaufen wären, jeder in seinem Eisenkäfige ausgestreckt, um von dem Beschauer besichtigt und bis zum Ekel befühlt zu werden.

Unter dieser großen Anzahl versammelter Sklaven befanden sich, wie dieß gewöhnlich der Fall war, im Verhältnisse zur Anzahl der Männer nur wenig Weiber. Einige zeigten sich hie und da neben jenen, die ihre Gatten für insolange waren, als es dem Gebieter gefiel, sie nicht voneinander zu trennen, und sie hielten die Kinder in ihren Armen, denen sie das Leben gegeben hatten und die ihnen nicht gehörten.

In dem atrium, in Mitte einer Gruppe Spinnerinen, die unter einem Säulengange auf der Erde saßen, zeichnete sich zwischen zwei Säulen von weißem Marmor die hohe Gestalt, der schlanke Wuchs, der

schneeweiße Hals, das sanfte und ernste Antlitz einer jungen Barbarin ab; sie war eine fränkische Gefangene, die nach der Ermordung ihrer ganzen Familie aus ihren Wäldern fortgeschleppt worden war. Durch einen Sklavenhändler dem Secundinus verkauft, hatte Hilda zuerst alle Nahrung, gleich einem in der Schlinge gefangenen wilden Thiere, zurückgewiesen. Als die schlechte Behandlung Nichts über sie vermocht hatte, hatte der Verwalter, aus Furcht, daß das junge Mädchen unter seinen Händen stürbe, und daß ihm sein Gebieter den Schaden dieses Verlustes vorwerfe, gestattet, daß ein Christenweib insgeheim bis zu ihr komme, um sie zu bestimmen, das Leben zu ertragen. Dieses Weib war die fromme Priscilla, welche — nachdem sie die treue Gattin des Maximus, nun Bischofs von Trier, gewesen war, so lange er dem weltlichen Leben angehörte, — seit er dem Priesterstande zugeschworen, seine keusche Gefährtin, seine heilige Schwester vor Gott geworden war. Priscilla, deren Leben den mildthätigen Werken geweiht war, war besonders von dem zärtlichsten Mitgefühle für die armen Sklavinen erfüllt. Der Bischof konnte, obwohl er zu dieser Zeit die wichtigste Persönlichkeit der Stadt war und viele Dinge vor seinen Richterstuhl zu bringen im Stande war, indem er sie unter verschiedenen Vorwänden mit den kirchlichen Rechten verknüpfte — der Bischof also konnte doch nicht in das Innere der Familien, ohne die Erlaubniß ihres Oberhauptes, eindringen. Er konnte die Sklaven nicht

gegen das Gesetz vertheidigen, denn die Gesetze der christlichen Kaiser hatten, indem sie die Sklaverei wohl in einigen Beziehungen milderten, dieselbe fast unversehrt bestehen lassen. Alles, was der Bischof Maximus thun konnte, und er that dieß mit einer großen Wärme und einer großen Gewandtheit des Eifers, bestand darin, die unglücklichen Opfer der Sklaverei mittelbar zu schützen, indem er auf ihre Gebieter durch pathetische Ermahnungen, durch gleichzeitig feste und gemäßigte Vorstellungen einwirkte, indem er nacheinander die Macht seines heiligen Amtes und das Ansehen seiner gesellschaftlichen Stellung anwandte. Sein unmittelbarer Einfluß erstreckte sich nicht weiter, aber die christliche Liebe ist geduldig und läßt sich nicht abschrecken, wie der Apostel sagt. Dorthin, wo der Bischof nicht eindringen konnte, bemühte er sich, seine heilige Gefährtin durch eine fromme Geschicklichkeit gelangen zu lassen. Priscilla gewann die Gunst der zur Bewachung der anderen aufgestellten Sklaven durch kleine Geschenke, durch einschmeichelnde Worte, durch wirkliche Dienste. Wenn sie einen Sklaven erkrankt wußte, verlangte sie ihm Hilfe bringen zu dürfen, die ihn der Gesundheit wieder geben, dem Gebieter sein Eigenthum erhalten und daher dem Besitzer selbst nützlich sein konnte. So hatte sie es für Hilda gethan. Sie benützte diese Gelegenheiten, um den christlichen Glauben in eine zerrissene oder verwilderte Seele zu pflanzen. Sie wurde oft durch jene Verstocktheit zurückgestoßen, welche

aus der Verzweiflung entsteht; aber das Brechen des Herzens ist eine heilsame Vorbereitung für das Evangelium; der unter der Last des Unglückes niedergebeugte Mensch wendet sich zu Gott, wie der Sterbende sich zu der Sonne kehrt, und Priscilla hatte mehr als einmal den Trost, einen Strahl des himmlischen Friedens in diese irdische Hölle eindringen zu lassen.

Nachdem die jungfräuliche Hilda zuerst mit einer wilden Festigkeit den Reden und Rathschlägen Priscilla's widerstanden hatte, ließ sie sich endlich von denselben rühren. Ein besonderer Umstand hatte diese schwer zu beugende Seele erweicht. Priscilla und Maximus hatten zur Zeit ihrer Ehe eine geliebte, mit achtzehn Jahren in ihren Armen gestorbene Tochter gehabt; dieses unverbesserliche Unglück war es, das sie von den Pfaden der Welt abgelenkt und durch den Schmerz auf die Pfade Gottes geführt hatte. Priscilla glaubte in dem Antlitze der jungen Germanin einige Züge und in ihrer Stimme einige Laute ihrer eigenen Tochter zu finden. Diese Aehnlichkeit verdoppelte das Interesse, welches sie für Hilda fühlte, und gab ihren Worten, ihren Bitten, ihren Thränen etwas Unwiderstehliches, wie der Schrei des Mutterherzens. Das starre und wilde Auge der Waise netzte sich mit Thränen, als die verzweifelte Mutter sie in ihre Arme drückte. Es bestand zwischen diesen beiden verwaisten Seelen ein rasches Verständniß des Schmerzes, eine vertrauliche und tiefe Mit-

theilsamkeit, welche die barbarische Hartnäckigkeit schmolz, und das Christenthum stieg in Hilda's Seele in einer Thränentaufe nieder.

Der Glaube war, sobald er einmal in diese starke Seele eingedrungen war, unerschütterlich und glühend. Hilda glaubte so, wie sie widerstrebt hatte, mit der ganzen Thatkraft einer mächtigen Natur, jenen Wäldern gleich, die sich schwer entzünden, aber, wenn sie einmal brennen, in einem Feuer erglühen, das man nicht löschen kann. Kaum war sie selbst überzeugt, so empfand sie das Bedürfniß, ihre Ueberzeugung in ihren Kreisen zu verbreiten, und bald befand sich in dem Hause des Secundinus eine heimliche Missionärin, welche besonders ihren Mitgenossinen der Gefangenschaft die Unterweisungen mittheilte, die sie von Priscilla empfing, indem sie insgeheim mitten unter ihnen mit der ganzen Gluth predigte, welche die Neuheit der Ueberzeugung der Gewißheit des Glaubens beigesellt. Priscilla segnete den Himmel für den glücklichen Erfolg ihrer Bemühungen, und Maximus sah mit Freude das Christenthum auf diese Weise, auch dießmal wie immer durch die Hilfe der Frauen, in eine so zahlreiche Familie von Sklaven dringen. Ohne öffentlich einzuschreiten, wachte er im Geheimen über diese verborgene Heerde durch die Vermittlung Priscilla's, welche tausend aus einem erfindungsreichen Eifer entsprossene Liste anwandte, um geheimnißvolle Verbindungen mit ihrer geliebten Neophitin zu unterhalten.

Alle diese Vorsichtsmaßregeln waren nothwendig. In seiner Abneigung gegen den christlichen Glauben widersetzte sich Macer mit Starrsinn der Einführung desselben unter seinen Sklaven; er verbot ihnen, in die Kirche zu gehen, um das Wort Gottes zu hören. Er selbst besaß vor dem Thore seines Hauses eine Kapelle, denn es ziemte einer mit mehreren städtischen Aemtern bekleideten Persönlichkeit, die wenig geneigt war, sich der herrschenden Macht zu widersetzen, der officiellen Staatsreligion eine äußerliche Huldigung darzubringen; aber er betrat dieselbe nur zu Ostern und bei einigen anderen Festlichkeiten, und ließ in solchen Fällen daselbst den Gottesdienst mit einer ausnehmenden Pracht verrichten. Den Rest des Jahres war die Kapelle geschlossen; niemals setzten die Sklaven einen Fuß in dieselbe. Macer, der, was den Stolz betrifft, dem Geiste der alten Religionen getreu war, hätte seine Sklaven nicht zu einer Gemeinschaft der heiligen Dinge zulassen wollen, er konnte nicht gestatten, daß sie denselben Gott mit ihm hätten. Außerdem fürchtete er, daß gewisse Ideen, welche die Christen verbreiteten, wenn sie in die Köpfe der Sklaven dringen würden, in denselben nur eine der Machtvollkommenheit ihres Gebieters gefährliche Gährung hervorbringen könnten. Diese von dem Evangelium verkündigte Gleichheit vor Gott erschreckte und erzürnte den alten unzufriedenen Patrizier. Der den Verbrechertod der Sklaven gestorbene Gott konnte nicht ohne Gefahr den Sklaven verkündigt werden.

Die christlichen Prediger riethen ihnen zwar nicht, es ist wahr, sich zu erheben, aber der Geist des Evangeliums verrieth sich ohne Unterlaß in der Sprache der am meisten von der Kirche verehrten Männer. Macer bebte vor Zorn, als er das Freilassungsrecht aus den Händen des Prätors in die des Bischofs übergehen und den häufigen Gebrauch sah, den dieser von dem Vorrechte der Freilassung machte. Er führte manchmal das an, was Isidor von Pelusium, zu dem ein Sklave sich geflüchtet hatte, dem Gebieter schrieb, der ihn zurückforderte: „Ich glaubte nicht, daß ein Christ jenen seinen Sklaven nennen kann, für welchen Christus so wie für ihn selbst gestorben ist.“ Macer sah in allen diesen Thatsachen drohende Anzeichen des Umsturzes der alten Ordnung, der Familie und des Staates, die er ohne Sklaverei nicht verstand. Er bemühte sich daher, seine Sklaven außerhalb der Tragweite des Christenthums zu erhalten. Deßhalb hatte er jenen, welche die Buchstaben kannten, jede Art von Lectüre verboten; den anderen hatte er untersagt, sie kennen zu lernen, indem er nur die Vorleser und die Schreiber ausnahm. Uebrigens war ein Buch zu besitzen ein Verbrechen, das dadurch bestraft wurde, daß man die Stirne des Strafbaren mit einem glühenden Eisen zeichnete.

Der arme Capito, welcher, ohne grausam zu sein, doch nicht der Versuchung eines Wortspieles widerstehen konnte, so böswillig es übrigens auch

war, hatte gesagt, es wäre sehr billig, daß Jene, welche bis zu diesem Grade die Buchstaben liebten, gedruckt[1]) würden. Inzwischen hatte er selbst nicht gezögert, jenes strenge Gesetz, das er bevorwortete, zu übertreten. Der ernste Redner, der von Natur etwas epikuräisch war, hatte seine Augen mit Wohlgefallen auf die Reize Hilda's geworfen; er fand die Verse ausgesucht, welche Ausonius an die heißgeliebte Gefangene gerichtet hatte, die er unter dem Namen Bissula gefeiert hat. Da Ausonius, dieses Musterbild der gallischen Redner, für eine suevische Sklavin entbrannt war und sie besungen hatte, warum sollte er, der treue Nachahmer des Ausonius in allen Dingen, nicht dasselbe für ein Mädchen aus dem Stamme der Franken thun? Es war dieß ein Plagiat mehr, und dieses schien ihm weder schwieriger, noch minder angenehm, als die übrigen; aber eingeschüchtert durch die kalte Zurückhaltung und den angebornen Stolz der Barbarin, hatte er Wunder zu thun geglaubt, indem er einen Seitenweg einschlug, um sie für sich zu gewinnen. Er erinnerte sich, daß Ausonius Bissula die Buchstaben gelehrt hatte und er hatte Hilda vorgeschlagen, sie lesen zu lehren. Er dachte, daß sie ihm nicht würde widerstehen können, wenn er sie die Meisterwerke genießen lassen könnte, deren Schöpfer er war. Er rechnete auf die Wirkung seiner Verse, die er für sie zu=

---

[1]) Dieses doppelt abscheuliche Wortspiel ist von Ausonius.

sammensetzen würde, und vielleicht selbst auf die Bewunderung, die seine Lobrede auf Eugenius nicht ermangeln konnte ihr einzuflößen, sobald sie nur im Stande wäre, deren Schönheiten zu verstehen.

Hilda bedauerte, die heilige Schrift, die Homilien, welche unter den Gläubigen die Runde machten, die Martyrerthaten nicht lesen zu können, welche die zu den Minenarbeiten verurtheilten heiligen Bischöfe Afrika's getröstet hatten. Die strengen Verbote Macer's hinderten sie, das kostbare Gut der Buchstabenkenntniß durch einen anderen Mund erhalten zu können. Sie sah eine Gnade des Himmels, eine Gunst der Vorsehung in dieser Aussicht auf Unterricht, der ihr durch die einzige Person angeboten wurde, welche die Schätze, deren sie beraubt war, zu ihrer Verfügung stellen konnte. Nachdem sie Gott gebeten hatte, das seltsame Mittel zu verzeihen und zu segnen, das sie anwandte, um zu einem frommen Endziele zu gelangen, eröffnete sie sich Priscilla, und bei einer jener kurzen und seltenen Besprechungen, die sie mit dieser heiligen Frau hatte, vertraute sie ihr den Vorschlag Capito's. Diese zog Maximus zu Rathe. Maximus zögerte vorerst, denn er mißtraute den Beziehungen, welche die verderbten Gebieter mit ihren schönen Sklavinen einzuleiten suchten; aber er wurde bald durch die unschuldsvolle Reinheit der Schülerin beruhigt und er erachtete es für wenig christlich, einen verbrecherischen Beweggrund in dem zu argwöhnen, was ein mildthätiges Anerbieten sein konnte.

Endlich that er, um sich zu entscheiden, das, was man oft in der ersten Zeit der Kirche that, er zog den göttlichen Willen zu Rathe, indem er eine Bibel auf gerades Wohl öffnete, und als die Antwort des heiligen Buches wunderbar glücklich ausgefallen war, gestattete er Hilda, sich dessen zu ihrer Erbauung zu bedienen, was er für ein von Gott selbst veranstaltetes Zusammentreffen hielt, indem er es sich in seiner Klugheit vorbehielt, das junge Mädchen von der Gefahr zu unterrichten, wenn die Gefahr auftauchen sollte. Die Kirche jener Zeit war gewohnt, fromme und vorwurfsfreie Mittel zur Verbreitung des Glaubens anzuwenden. Konnten die Absichten Gottes übrigens ergründet werden? Vielleicht würde die junge Sklavin den alten Redner für den Glauben gewinnen und ihn für die weltlichen Kenntnisse das himmlische Wissen kennen lehren, welches die Kinder besitzen.

Maximus hatte Hilda eine Bibel übergeben lassen, welche sie sorgfältig verborgen hatte. Als sie allein war, strengte sie sich mit einem unglaublichen Eifer an, die göttlichen Worte mit Hilfe des Unterrichtes zu erkennen, welchen Capito ihr in einer weltlichen Absicht gab. Der alte Redner war indessen nicht der Einzige, der für die Schönheit Hilda's empfänglich gewesen war. Unter ihren Mitgenossen in der Sklaverei befand sich Einer, der Verworfenste und Häßlichste, dem diese so reine Schönheit eine heftige Leidenschaft eingeflößt hatte;

der mißgestaltete Eber sucht die reinsten Bächlein auf. Ein Mann vom Stamme der Hunnen, dessen Vater einer der tüchtigsten Hauptleute Attila's gewesen war, entbrannte in einer Gluth, die so ruchlos war, wie seine Seele, für die herrliche Tochter der Franken. Von seiner Häßlichkeit durch die Spöttereien der übrigen Gefangenen unterrichtet, fühlte er für Hilda eine Liebe voll Wuth und Schmach. Der dieser niederen Stirne aufgeprägte Ausdruck des Unglückes hatte der Christin ein Mitleiden eingeflößt, an welchem ihre christliche Nächstenliebe die Beimischung eines unwillkürlichen Schauders tadelte. Sie hatte eine Anstrengung gemacht, um sich Bleda zu nähern und einige tröstende Worte an ihn zu richten. Dieses Wohlwollen, dessen Beweggrund er nicht verstehen konnte, hatte ihn mit einer tollen Hoffnung entflammt. Von einer plötzlichen Aufklärung überrascht, als sie die Blitze seiner Augen sah, war Hilda zurückgewichen, wie man in dem Augenblicke zurücktritt, wenn man auf einen eklen Wurm tritt, und sie hatte den Abscheu nicht verbergen können, den ihr das Ungeheuer einflößte. Er hatte diese Bewegung der Seele Hilda's verstanden, und von diesem Augenblicke war der rohen Leidenschaft, die ihn verzehrte, ein Gefühl des Hasses und ein Wunsch nach Rache beigetreten. Im Augenblicke, als alle Sklaven versammelt waren und die Rückkehr des Lucius erwarteten, schlüpfte Bleda unter die Säulen der Halle, in welcher Hilda saß, und indem er sich ihr mit

einer Mischung verwegener Entschlossenheit und glühender Ungeduld wie ein Mann näherte, der einen verzweifelten Versuch wagt, sagte er ihr einige Worte mit leiser Stimme, indem er ihr ein entsetzliches Lächeln zeigte. Man sah plötzlich die Stirne, die Wangen und den weißen Hals der schönen Germanin sich vor Entrüstung und Scham roth färben. Sie erhob sich, ohne zu antworten, und indem sie auf Bleda einen Blick voll unaussprechlicher Verachtung warf, begab sie sich an das andere äußerste Ende des atrium an die Seite des Sklavenaufsehers, gezwungen, den Schutz dieses grausamen Mannes zu suchen. Hier hielt sie an, erhob den Kopf gegen Himmel, wie um einen mächtigeren Schutz zu suchen; dann beruhigt durch ein Gefühl des Vertrauens, das sich in ihren sorglosen Augen abspiegelte und sich gleichsam den Zorn vorwerfend, welcher ihr barbarisches Blut erhitzt hatte, senkte sie auf Bleda einen Blick voll Mitleiden, aber sie wurde gezwungen, sich nochmals umzuwenden, denn sie konnte den wilden Ausdruck der Bosheit nicht ertragen, mit welcher dieses fürchterliche Wesen sie betrachtete.

In diesem Augenblicke ertönte die sonore Stimme des „Stillschweigengebieters“. Das leichte Murmeln, welches aus dieser mit leiser Stimme sprechenden Menge kam, verstummte sogleich. Alle Stirnen senkten sich, und die drei Secundinus traten inmitten eines tiefen Stillschweigens in das atrium. Kaum hatten sie einige Schritte durch die stummen Reihen

der Sklaven gemacht, als der Hunne sich auf dem Platze, an dem er sich befand, auf die Kniee warf, und sich wie kriechend bis zu seinem Gebieter hinwand. Als Lucius diese grotesk schreckliche Gestalt sah, lächelte er verächtlich und wandte den Kopf mit Abscheu ab; und dann ließ er, wie um ein ungefälliges Bild zu verwischen, seine Augen nachlässig einige Augenblicke über die Gruppen der Sklavinen hingleiten.

— „Was will dieser Hund von einem Skythen?" fragte Macer den Verwalter.

Bevor dieser antworten konnte, erhob Bleda seinen viereckigen Kopf auf seinen breiten Schultern, und indem er mit einer gewissen Festigkeit seinen schielenden Blick auf Macer heftete, sagte er mit einem seltsamen und sonderbaren Ausdrucke, der kaum aus einer menschlichen Brust zu kommen schien:

„Gebieter! Man hat Deinen Befehlen nicht gehorsamt, und ich zeige Dir eine Deiner Sklavinen an." Der Hunne hielt inne. Macer erwartete, daß er fortführe, und alle Sklaven zitterten. „Eine von ihnen hat die Buchstaben kennen gelernt, und sie hat die Bücher der Juden gelesen," sagte Bleda. Der Verwalter erzitterte nun auch seinerseits unter einem zerschmetternden Blicke Macer's.

— „Welche ist es?" fragte er den Angeber.

— „Diese hier," entgegnete der Hunne triumphirend, indem er auf Hilda zeigte.

Alle Augen wandten sich auf das junge Mädchen,

Sie stand aufrecht vor einer Säule der Halle, mit gesenkten Augen und die Hände auf der Brust gekreuzt. Ihre Haltung drückte eine unbegrenzte Unterwerfung in den Willen Gottes und eine unbesiegbare Festigkeit den Menschen gegenüber aus.

— „Man lasse die Sklavin die Strafe erleiden!" sagte Macer.

Hilda veränderte ihre Haltung nicht; sie erhob nur das Haupt, und Lucius sah zwei blaue Augen über die Versammlung einen sanften und stolzen Blick senden und dann sich voll Enthusiasmus gegen Himmel erheben.

— „Wer hat Dich die Deinem niederen Stande untersagten Buchstaben gelehrt?" sagte Macer.

Capito schien verlegen und sah Hilda mit einer bittenden Miene an. Sie bewahrte Stillschweigen.

— „Wo sind die Bücher, welche man Dir heimlich verschafft hat, und wer hat es gewagt, dieß trotz meinen Befehlen zu thun?"

— „Ich werde das Wort Gottes nicht ausliefern und auch Jene nicht verrathen, durch die es der Herr bis zu einer elenden Sklavin herabsteigen ließ." Und indem sie diese einfachen Worte sagte, strahlte die Stirne der Jungfrau von der Freude der Martyrer. Da sie Christin und Barbarin war, verlieh die Thatkraft ihres Stammes dem Feuereifer ihres Glaubens noch mehr Stärke.

— „Man lasse die Sklavin die Strafe erleiden!" wiederholte Macer in jenem kurzen und

gebieterischen Tone, mit welchem die Richter die imposanten Formeln des römischen Gesetzes aussprachen.

Capito war in einer großen Verwirrung. Indem er sich zu dem Ohre seines Bruders neigte, sagte er stammelnd zu ihm:

„Mein theurer Macer! Könntest Du nicht dieser weißen Dryade der Wälder Germaniens verzeihen, deren Augen die Farbe der Augen der Pallas haben, wie der Dichter sagt?"

— „Was liegt an der Weiße der Haut und an der Farbe ihrer Augen?" entgegnete Macer, indem er auf seinen Bruder einen forschenden Blick richtete, der diesen vollends verwirrte. „Hast Du nicht selbst, weiser Publius, durch ein geistreiches Wortspiel die Wahl der Strafe, die ich ihr bestimmt habe, gebilligt?"

Capito wußte Nichts zu antworten; obwohl ihn eine gute Regung bestimmt hatte, einen Versuch zu wagen, um Hilda's Begnadigung zu erlangen, war er übrigens ein wenig aufgebracht, daß sie andere Bücher gesucht hatte, als die, welche er ihr lieh, und besonders jüdische oder christliche Bücher, denn dieses war eines und dasselbe in den Augen des Redners. Er bedauerte, einige Bemühung einem Geschöpfe zugestanden zu haben, das sich derselben so unwürdig erwies, und er sagte ganz leise zu sich: „Das nenne ich Wasser in das Faß der Danaïden

schöpfen — einer Barbarin Geschmack beibringen zu wollen."

Indessen hatten die Augen des Lucius nicht aufgehört, sich zuerst mit einem Gefühle der Neugierde und Ueberraschung, dann mit einer immer lebhafteren und wärmeren Theilnahme auf Hilda zu heften. Seine durch die Sinnesreize Joniens und Egyptens erschlaffte, und durch die Schönheit der Tänzerinen von Milet und der Sängerinen von Alexandrien ein wenig abgestumpfte Seele, wurde plötzlich durch die Erscheinung dieser blonden Jungfrau so zu sagen erweckt, welche eine ihm neue Verschmelzung von Anmuth und Kraft, von reiner Unschuld und ernstem Tiefsinn zeigte, und welche Lucius durch ihre Weiße und Regungslosigkeit an eine schöne Statue der Minerva gemahnte. Als die harten Worte seines Vaters an sein Ohr tönten, und er einen unbeschreiblichen Ausdruck die Stirne Hilda's mit einer erhabenen Freude umstrahlen sah, empfand der junge Genußmensch eine ihm unbekannte Bewegung; er vergaß, daß Hilda eine Sklavin war, er sah nur mehr ein vor seinen Augen dem Henker preisgegebenes schönes, junges Weib. Er zitterte bei dem Gedanken, daß ein glühendes Eisen auf diese unschuldsvolle und glänzende Stirne gesetzt werden sollte, und sich mit Lebhaftigkeit an Macer wendend, sagte er:

„Du wirst, mein Vater, dem Willkomme Deines Sohnes die Begnadigung dieses jungen Mädchens gewähren."

Macer betrachtete ihn mit einer Miene der Ueberraschung und Unzufriedenheit. Der Leichtsinn Lucius' hatte die Seele seines Vaters verwundet. Er hatte diesen Sohn, in den sich alle seine Neigungen concentrirt hatten, für die glänzendsten Aussichten des Ehrgeizes gefühllos gefunden; er hatte tief gelitten, ihn so zu finden, und jetzt schien dieser träge Lucius, der es nicht der Mühe werth gefunden hätte, die kaiserliche Krone aufzuheben, wenn sie ihm vor die Füße gefallen wäre, ganz bewegt, weil man eine widerspenstige Sklavin züchtigen wolle. Diese ungestüme Laune des jungen Mannes mit jener Gleichgiltigkeit für die ernsten Angelegenheiten mißfiel Macer sehr, und er antwortete der Bitte des Lucius durch eine etwas barsche Verweigerung. Lucius empfand einen heftigen Verdruß darüber. Er fühlte plötzlich die Machtvollkommenheit des Familienvaters auf seinem seit langer Zeit freien Haupte schwer lasten. Seine kindliche Zuneigung war durch die langjährige Vernachläßigung Macer's erkaltet worden. Es war keine ungeduldige Zärtlichkeit, die sie einander in die Arme zurückgeführt hatte; es waren niedrige Berechnungen, derentwillen sie sich einander näherten; auch war die Freude der Rückkehr fast schon völlig verraucht; schon herrschte zwischen Vater und Sohn, obwohl sie sich im Grunde liebten, ein geheimes Mißfallen und eine wechselseitige Unzufriedenheit.

Während Lucius bestürzt ein Mittel suchte, seinen Vater zur Nachsicht zu bewegen, erhob sich der Vor-

hang, der den Eingang des atrium bedeckte, und man sah den Bischof Maximus eintreten, welcher erschien, um dem Duumvir bei der Rückkehr seines Sohnes einen feierlichen Besuch abzustatten. Maximus hatte kaum einige Worte des Beglückwünschens gesprochen, als der häßliche Bleda im atrium erschien, das rothe Eisen tragend, um die jungfräuliche Stirne Hilda's zu zeichnen. Der Bischof machte bei diesem Anblicke eine Geberde des Schreckens. Lucius hoffte, Capito faßte wieder Muth, und dießmal schien Macer selbst außer Fassung zu gerathen.

Der Bischof und der Duumvir waren die zwei Oberhäupter der Stadt. Unter diesen beiden nebenbuhlerischen Mächten hatten oft Zerwürfnisse in richterlicher Hinsicht und Rangstreitigkeiten statt. Jeden Tag wuchs das Ansehen der Bischöfe in der Kurie; als die einzige Macht, die ihre Wurzel in den Gewissen hatte, zogen sie unmerklich alle übrigen Machtvollkommenheiten an sich. Dieses stufenweise Umsichgreifen, welches in der Natur der Dinge begründet war, erregte den Zorn Macer's und schien ihm eine häßliche Anmaßung seiner Rechte; er haßte Maximus von ganzem Herzen, aber er verbarg mit Sorgfalt diesen Haß, den unter dem frommen Honorius zur Schau zu tragen nicht klug gewesen wäre. Er heuchelte sogar die größten Rücksichten und die tiefste Verehrung für den Bischof; aber unter der Hand arbeitete er daran, seinen Einfluß zu bekämpfen, seine Absichten zu durchkreuzen, seine Pläne durch die

Dekurionen verwerfen zu lassen oder deren Wirkung zu vereiteln.

Maximus, welcher eine hohe Klugheit und selbst eine große Feinheit zu seinen erhabenen Tugenden gesellte, kannte die Schliche Macer's sehr gut, und er wußte ihnen, indem er that, als ob sie ihm unbekannt wären, stets vorzubeugen. Sein wachsames Auge vernichtete die Ränke, welche den Interessen der Kirche und den Fortschritten des Glaubens hätten Schaden bringen können. Macer fühlte immer diesen überlästigen Ueberwacher mit Ingrimm über sich; niemals hatte er ihn aber mehr verwünscht, als in diesem Augenblicke, wo er so zu sagen auf der That bei seiner Grausamkeit und Verfolgungswuth betreten wurde.

Man mußte also Maximus unvermeidlich unterrichten, um was es sich handelte.

„Wie, mein Bruder!“ rief der Bischof aus, „Ihr seid ein Christ, und Ihr wollt einer solchen Züchtigung eine Christin preisgeben, weil sie nach dem Worte Gottes dürstete? Leben wir denn unter den Söhnen des heiligen Kaisers Theodosius, oder sind wir in die Zeiten des Nero und Decius zurückgekehrt?“

— „Mein Glaube ist nicht verdächtig,“ entgegnete Macer; „ich feiere jedes Jahr das Osterfest; ich habe zehn Sesterzien zur Ausbesserung der von der erhabenen Helene, der Mutter des göttlichen Constantin, erbauten Kirche von Trier

gegeben; aber die Sklavenpolizei gehört dem Familienvater an."

Maximus fühlte, daß Macer auf diesem Gebiete durch das Gesetz geschützt und unangreifbar sei; und indem er seine Entrüstung zurückdrängte, bemühte er sich, den Entschluß des Duumvirs zu ändern, indem er sich an seine Klugheit wandte. Mit jenem politischen Takte, der in einem so hervorragenden Grade die hohen Würdenträger der Kirche in diesem großen Jahrhunderte des christlichen Bischofthums auszeichnete, ließ ihn Maximus, indem er sich nur an seine christliche Liebe zu wenden schien, geschickt fühlen, welche schlechte Wirkung unter den Gläubigen ein solches Gerücht hervorbringen würde, das er leider nicht Lügen strafen könnte, und das er selbst genöthigt wäre zu bekräftigen, wenn man ihn darum fragen würde. Die Neider Macer's könnten ein Verbrechen des Hochverrathes in dieser Verfolgung der kaiserlichen Religion finden. Maximus machte einige gewandte Anspielungen auf das Unrecht, das Macer gegen ihn oftmals begangen hatte, um ihm zu beweisen, daß es ihm nicht unbekannt sei, auch wenn er sich nicht darüber beklage. Nachdem er ihn auf diese Weise in Unruhe versetzt, und durch die Furcht zur Milde gestimmt hatte, fand der heilige Bischof jene ganze Salbung eines Apostels wieder, um ihn im Namen Jesu Christi zu bitten, dem niedersten seiner Diener die Begnadigung eines armen Sklavenmädchens nicht zu versagen, das eben so gut wie er

durch das göttliche Blut erlöst worden war. Dieses Ende der Rede des Maximus gestattete dem Duumvir nachzugeben, ohne dazu gezwungen zu scheinen, und das anscheinend aus Erbarmen zu thun, was ihm die Klugheit einflüsterte.

Macer erfaßte seine Lage vortrefflich; er sah, daß es unpolitisch und gefährlich wäre, den Bischof tödtlich durch eine Weigerung zu beleidigen, welche dieser ihn bereuen lassen könnte. Er faßte rasch seinen Entschluß, und um die Demüthigung zu vermeiden, durch das Ansehen seines Nebenbuhlers unterjocht zu scheinen, sagte er lächelnd zu ihm:

— „Ehrwürdiger Vater! Wir bedauern nicht, unser Recht der Gerichtsübung über unsere Familie nach der Sitte der Vorfahren verwahrt zu haben, weil wir dabei den Vortheil genossen, das immer beredte Wort Eurer Heiligkeit gehört zu haben —“

— „Das sich ebenbürtig dem des Cicero erwiesen hat, als er für den König Dejotaurus das Wort führte,“ unterbrach ihn der artige Capito in seiner zuvorkommenden Weise.

— „Aber wir hatten schon,“ fuhr Macer fort, „auf die Bitte unseres berühmten Bruders und unseres vielgeliebten Sohnes beschlossen, dieser Sklavin zu verzeihen, und was Jenen betrifft, der Eurer Heiligkeit wie uns selbst mißfallen hat, indem er vor Euerem Antlitze und dem unseren, da man nicht nach ihm begehrte, zu einer Verrichtung erschien, die ihm nicht aufgetragen worden war, so werde er an das

Mühlrad gebunden und an der Stirne mit dem Eisen gezeichnet, das er glühend gemacht hat, damit seine Vorbereitungen nicht verloren seien."

So sprach Macer, welcher ein Bedürfniß fühlte, sich damit zu trösten, daß er Jemanden für das innere Leiden büßen ließ, das er deßhalb empfand, weil er seinen Willen unter den des Bischofs beugen mußte, und das er gezwungen war, unter einer Miene des Wohlwollens und der Höflichkeit zu verbergen. Maximus hatte aber die erzwungene Nachgiebigkeit Macer's nicht verkannt, doch schien er an dieselbe blindlings zu glauben. Er hatte das erlangt, was er wünschte; er zog sich zurück, nachdem er Hilda und einige andere christliche Sklaven durch ihnen zugeworfene Blicke gesegnet hatte, während er mit der unbefangensten Miene sich mit Macer unterhielt. Er war auch sehr darüber erfreut, daß der künftige Erbe dieser ungeheueren Besitzungen sich schon bei seinem Anlangen durch eine Regung der Menschlichkeit auszeichnete. Die Schönheit Hilda's, die tiefe Kenntniß, welche Maximus von den verborgenen Schwächen des Herzens besaß, ein Blick des Glückes und der Zärtlichkeit, den er Lucius auf die Gefangene in dem Augenblicke, als ihre Begnadigung ausgesprochen worden war, hatte werfen sehen, hatten dem erfahrenen Seelenhirten wohl einigen Argwohn in Betreff der Beweggründe eingeflößt, die in dem jungen Secundinus den Antrieb der christlichen Liebe hatten unterstützen können; aber Maximus war weit

entfernt, ein an sich gutes und vom Himmel eingeflößtes Gefühl zu tadeln, weil die Erde demselben einige Schatten beimengte. Weit entfernt davon dachte er, als er sich zurückzog, an das Gute, das Gott durch die Hand der niederen Sklavin hervorbringen könnte, die vielleicht erwählt war, den Glauben des Lucius durch das Vorbild der bewunderungswürdigsten christlichen Tugenden zu beleben.

III.

Als Maximus nach der Stadt zurückkehrte, unterhielt er sich ganz leise mit sich selbst über die Scene, deren Zeuge er gewesen war, und in welcher wir ihn eine mildthätige Rolle so glücklich spielen gesehen haben. Er sann mit Traurigkeit über die grausame Strenge jener Männer nach, welche von den alten römischen Sitten nur deren erbarmungslose Härte beibehalten hatten; er segnete Gott dafür, daß er seine Diener in eine Lage versetzt hatte, in der sie die erbarmungswürdigen Sklaven schützen konnten, indem sie ihren Gebietern Furcht einflößten, und vielleicht mengte das Gefühl seines Triumphes über den Duumvir wider seinen Willen etwas von irdischer Befriedigung den aufrichtigen und uneigennützigen Danksagungen bei, die er dem Allmächtigen darbrachte.

Von Zeit zu Zeit wandte sich die Sänfte, die ihn trug, auf seinen Befehl von der Heerstraße ab,

die nach Trier führte, und hielt am Eingange eines Dorfes nahe einer vereinzelten Hütte, manchmal vor einem an einem wilden Orte gelegenen militärischen Posten an; es war dann da irgend ein Dürftiger oder ein Kranker zu besuchen, irgend ein Katechismusschüler im Glauben zu bestärken. Nach kurzen Worten voll Salbung und christlicher Liebe, setzte der edle Bischof seinen Weg fort, und durch das Gute erhoben, das er gethan hatte, las er mit reiner Freude eine Rede des heiligen Johann Chrysostomus, einen Tractat des heiligen Ambrosius, fromme Verse von Sedulius, oder er suchte wohl auch den Text, über welchen er eine Homilie in der nächsten Versammlung der Gläubigen halten würde. Während er sich diesen Betrachtungen überließ, war Maximus an der Thüre seiner Wohnung angelangt, die hinter der Kathedralkirche von Trier gelegen war. Diese Wohnung von einer beträchtlichen Ausdehnung war in zwei Theile getheilt; in dem einen wohnte der Bischof inmitten seines Clerus und junger, dem Priesterstande bestimmter Knaben, die mit den Kirchensängern die Schule bildeten; in dem anderen lebte Priscilla mit einigen heiligen Wittwen und keuschen Jungfrauen zurückgezogen. Die beiden Theile dieser kleinen, fast mönchischen Brüderschaft, vereinigten sich in der Kirche, um zu beten, aber auf verschiedenen Plätzen nach dem Gebrauche jener Zeiten.

Als Maximus an dem Portale der Basilika anlangte, waren die Abendgesänge soeben in den

Wölbungen verklungen. Er durchschritt den prächtigen Tempel, den riesige Säulen aus afrikanischem Marmor stützten, die ein Geschenk der Kaiserin Helene waren, und deren Trümmer man noch heutzutage bewundert. Maximus kniete vor dem Altare nieder, der nur schwach durch eine Lampe erhellt wurde, welche aus dem nächtlichen Dunkel zu strahlen schien, das bis zum Firste der Basilika hinanstieg. Nachdem er Gott in einem kurzen Gebete Dank gesagt hatte, daß er durch die Dazwischenkunft seines Dieners eine arme, ihrem Glauben selbst in den Fesseln getreue Christin beschützt habe, ging er auf die Zelle Priscilla's zu.

Priscilla lag im Gebete, als Maximus eintrat; sie erhob die Augen nicht, sie wandte den Kopf nicht ab; nur hätte man an der eiligeren Bewegung ihrer Lippen erkennen können, daß sie mit mehr Inbrunst betete, als sie ihn neben sich fühlte. Maximus kniete an der Seite seiner frommen Gefährtin nieder, und alle Beide blieben lange Zeit so, indem sie ihre Seelen in ihrem geschwisterlichen Gebete und in dem gemeinschaftlichen Gefühle der Gegenwart Gottes vereinigten. Dann erhoben sie sich, und begrüßten sich wechselseitig mit einem Blicke voll keuscher Liebe und herrlicher Hoffnung. Hierauf erzählte Maximus, als er sich in einiger Entfernung niedergelassen hatte, was in dem Landhause der Secundinus vorgegangen war. Die gute Priscilla wurde durch den Bericht des Maximus lebhaft bewegt.

„Gott sei gelobt," sagte sie, „und Dank ihm aus dem Grunde des Herzens, daß er Hilda jene Standhaftigkeit und Festigkeit verliehen hat, die der ersten Tage der Kirche würdig ist, und die in der Welt leider schwächer aufzutreten beginnt. Er sei auch dafür gelobt, daß er der Jungfrau die grausame Strafe erspart hat, mit der sie bedroht war. Ich werde dem ersten Armen, der vor der Thüre unserer Wohnung erscheinen wird, ein doppeltes Almosen geben. Der Gedanke ist mir so süß, daß Gott diese Gnade der gläubigen Sklavin durch die Vermittlung meines theuern und ehrwürdigen Bruders Maximus zu Theil werden ließ!"

— „Vielgeliebte Schwester," sagte der Bischof, „die Belohnung meiner schwachen Werke liegt vorerst in unserem Herrn Jesus Christus, der sie durch mich trotz meiner Unwürdigkeit vollbringt; sie liegt dann in der von ihm erlaubten Freude, seine Werke mit dem Gedanken zu vollbringen, daß Du über dieselben glücklich sein wirst. Er hat uns eines neben das andere gestellt, um uns wechselseitig auf seinem Pfade zu unterstützen und zu erhalten, um uns durch die Bewunderung seiner Tugenden zu erbauen, und so endlich dahin zu gelangen, in seiner Liebe in der Ewigkeit inniger vereint zu werden, als wir es auf der Erde gewesen sind."

— „Wie süß klingen diese Worte Deiner demüthigen Schwester, wie sehr erfüllen sie ihr Herz mit dem Wunsche, das Gute zu thun und das ewige

Glück zu verdienen! Ach, wir beginnen dieses Glück hier unten, Maximus. Ist denn rein zu lieben nicht der Himmel?"

— „Fürchten wir," entgegnete Maximus mit einem zärtlichen Ernste, „fürchten wir unsere Seelen durch diese zu menschliche Rückkehr selbst zu den heiligsten Neigungen unseres Herzens zu verweichlichen. Die Engel allein sind rein vor Gott; wir sind gebrechliche und eitle Geschöpfe; demüthigen wir uns in unserer Schwäche und mißtrauen wir immer unserer Unvollkommenheit. Es ist besser, theure Schwester, Deinerseits mir das zu sagen, was Du heute gethan hast, meine Seele durch die Erzählung Deiner Thaten der christlichen Liebe zu erfreuen; oder auch, wenn irgend ein leichter Fehltritt auf Deinem schüchternen Gewissen lastet, so beeile Dich, ihn Deinem Bruder zu bekennen, damit er Dir nach seiner Einsicht liebreiche Rathschläge gebe, oder Deine Seele, den Gegenstand seiner reinsten Zärtlichkeit, in dem heilsamen Teiche Bethesda der Bußfertigkeit reinige."

— „Der Tag ist wie gewöhnlich," sagte Priscilla, „mit meinen theuren Töchtern und meinen verständigen Gefährtinen unter Gesängen, Gebeten und Gesprächen voll Salbung verflossen. Dürftige haben an die Thüre unserer Wohnung gepocht, sie wurden gespeist; Pilger haben die kleine Wegzehrung erhalten, über welche unsere Mittel uns zu ihren Gunsten zu verfügen gestatten; aber ich empfinde einen lebhaften Gewissenszweifel, Dir das mitzutheilen, was sich in

dem Spitale zugetragen hat, das Du für dürftige Kranke stiftetest."

— „Verbirg mir Nichts, theure Schwester; berichte mir, was Dich solchergestalt erröthen macht und Dich wie ein Gewissensbiß zu bewegen scheint; erkläre Deine Sünde einem Sünder, damit wir Beide zusammen die himmlische Erbarmung anflehen mögen."

— „Vor der Kirche erschien — ich wage nicht fortzufahren."

— „Fahre ohne Furcht fort. War es ein Dieb oder ein Mörder? Jeder nach Gottes Ebenbilde erschaffene Mensch muß im Schatten des Heiligthums empfangen werden, selbst die Verbrecherischesten, damit sie, wenn sie dem irdischen Tode entgehen, Zeit haben, zu bereuen und dem ewigen Tode zu entgehen."

— „Aber er war weder ein Dieb noch ein Mörder; er ist etwas weit Aergeres; er ist der arianische Priester Melecius, der Dich einen Häretiker zu nennen wagt, sowie alle Bischöfe des Bekenntnisses des hochseligen Athanasius. Man hat ihn auf einer Tragbahre vor die Kirche gebracht, vom Fieber verzehrt und um die Aufnahme in das Hospital flehend. Ich habe gezögert — aber er ist alt, er litt viel — obwohl er ein Verdammter ist, seine Blässe verrieth seine Schmerzen — Deine Stirne hat sich mit einer Wolke bedeckt, Du wirst mich verdammen — o verzeih'! Ich habe ohne Zweifel ge-

sündiget. Ich hätte ihn zurückweisen sollen; ich habe nicht den Muth dazu gehabt."

— „Ja, ich gerathe in der That in Entrüstung," entgegnete der Bischof mit einem strengen Tone, „daß meine Schwester gezögert hat, unseren Bruder Melecius in das Asyl aufzunehmen, das Allen offen steht, die leiden, Arianern oder Katholiken, Christen oder Heiden, Römern oder Barbaren. Melecius ist unglücklich genug, seine Augen dem Lichte zu verschließen. Es steht Gott zu, ihn zu richten, und uns, ihm beizustehen. Aber ich habe Unrecht, Dir diesen Verweis zu ertheilen," fuhr Maximus sanft fort, „da Du trotz Deines Irrthums der christlichen Liebe gemäß gehandelt hast."

Priscilla betrachtete Maximus mit einer zärtlichen Bewunderung. Maximus fuhr fort: „Wann glaubst Du unserer armen Hilda einige Worte des Trostes und der Ermuthigung bringen zu können?"

— „Einmal in jeder Woche geht sie am frühen Morgen in einen abgelegenen Theil des proedium, dorthin, wo die Schafställe sind, um die Wolle zu holen, welche sie spinnen muß. An diesem Tage habe ich die Gewohnheit, mich in dem kleinen Gehölze einzufinden, welches sich hinter der Kapelle der Secundinus befindet; ich wechsle mit Hilda einige rasche Worte, ich überbringe ihr Deine Segnungen und Deine Rathschläge; sie unterrichtet mich von dem, was sie gethan hat, um die Seelen ihrer Sklaverei-Gefährten für Gott zu gewinnen. Es vergeht fast

keine Woche, ohne daß Einer von ihnen durch ihr Wort bekehrt würde."

— „Gott wache über Dich vom Morgen an, theure Schwester!" sagte Maximus liebreich. „Nun ist ein neuer Gast in der Wohnung der Secundinus; Hilda bedarf neuer Rathschläge hinsichtlich seiner, da er ein noch gefährlicherer Feind als Capito sein kann. Nach einigen Worten, welche mir dieser junge Mann gesagt hat, scheint er mir, wie so viele Andere, die christliche Religion zu bewundern, ohne daran zu glauben und sie auszuüben, aber wenigstens hat er weder jene Abneigung gegen sie, wie Macer, noch jene frivole Leidenschaft für die weltlichen Wissenschaften, die den armen Capito zu einer ernsten Betrachtung unfähig macht. Ich verzweifle an Lucius nicht. Heute hat er sich mitleidsvoll gegen Hilda gezeigt. Sie mag geschickt von den anderen Sklaven hören, was sie von ihrem jungen Gebieter sagen, und wenn er, durch eine strafbare Neigung hingezogen, sich ihr nähern sollte, so möge er erröthen, wenn er aus dem Munde einer barbarischen Sklavin Worte hört, die Jener würdig sind, welche unsere vielgeliebte Tochter ist. Wer weiß, ob sich Gott nicht ihrer bedienen wird, um ihn zu bekehren, wie die heilige Theodora den jungen Wollüstling bekehrte, dem sie preisgegeben war. Welches Glück wäre es für die Kirche, wenn der Sohn des mächtigen Duumvir sich zum wahren Glauben bekennen würde!"

Während der Bischof in dem Vertrauen seines

Eifers sich entfernten Hoffnungen hingab, war ein peinlicher Gedanke über die Stirne seiner Gefährtin gezogen. Trotz den Anstrengungen, die sie machte, um ihn zu verbergen, gewahrte es Maximus, und befragte sie um die Ursache dieser plötzlichen Traurigkeit.

— „Ach!“ sagte Priscilla, „ein Wort, das Dein Mund ausgesprochen hat, erweckte in mir bittere Erinnerungen wieder, die ich vergebens zu verbannen suche. Du hast Hilda unsere vielgeliebte Tochter genannt, und ich habe mich nicht enthalten können,“ fügte sie erröthend hinzu, „mich zu erinnern, daß wir eine Tochter gehabt haben, jung, schön und fromm, wie sie, die der Herr uns gegeben, die der Herr uns genommen hat. Sein Name sei gesegnet!“ fügte Priscilla hinzu, einen Seufzer erstickend.

Maximus erblaßte bei diesen Worten; das Herz des zärtlichen Vaters schlug heftig unter dem Kleide des Bischofs; gewöhnlich zurückgehaltene und unterdrückte Gefühle erwachten mit einer drohenden Heftigkeit. Diesen mengten sich Erinnerungen an die irdische Neigung für dieß Weib bei, das vor ihm stand, und welches seine Gattin gewesen war, bevor sie seine Schwester wurde. Alte Leiden, die er für ewig entschlummert glaubte, erwachten gegen seinen Willen in seinem Inneren, die seit langer Zeit geschlossene Wunde öffnete sich wieder und blutete einige Augenblicke. In der Tiefe seiner Seele hatte ein schmerzlicher Kampf statt, der ihn mit Verwirrung erfüllte. Priscilla, die noch verwirrter und fassungsloser war

als er, verbarg ihr durch die Scham geröthetes und von Thränen gebadetes Antlitz in ihre Hände. Endlich erhob sich der Bischof aus dieser schmerzlichen Verwirrung durch eine mächtige Anrufung Gottes, und sagte mit einer Stimme, welche seine Willenskraft bemeisterte:

— „Verehrte Schwester! Es ist uns nicht gestattet, uns an das zu erinnern, was wir im weltlichen Leben waren, bevor wir vollkommen Gott angehörten. Jene, von der Du gesprochen hast, darf nur im Geheimnisse unserer Gebete genannt werden; ihr Name darf zwischen uns nicht mit lauter Stimme ausgesprochen werden. Wir dürfen sie nur in dem glorreichen Zustande betrachten, zu dem sie, wie ich hoffe, jetzt erhoben ist, damit diese Heilige für uns nicht eine Gelegenheit inneren Falles ist, indem wir uns in die Erinnerungen des Weltlebens vertiefen, sondern damit wir mit ihr an jenem Orte vereint werden, wo es nach den keuschen Worten des Apostels weder Männer noch Weiber mehr gibt, wo alle Seelen die glückseligen Bräute des himmlischen Bräutigams sind.“

Nachdem er diese Worte mit einem festen und der bischöflichen Hoheit würdigen Ausdrucke gesprochen hatte, segnete Maximus Priscilla, die sich vor ihm beugte und Beide trennten sich, ohne einander die Hand zu drücken, ohne es zu wagen, sich den Friedenskuß zu geben, in einer großen Sammlung und einem tiefen Schweigen.

Vor der Morgenröthe des folgenden Tages befand sich Priscilla an dem Orte, wo sie jede Woche das Vorüberkommen Hilda's abwartete; es war ein altes heiliges Gehölz, und die Kapelle war ein den Nymphen geweihtes sacellum (Tempel ohne Dach) gewesen. Man weihte ohne Unterlaß dem christlichen Cultus Gebäude, die zur Verehrung der heidnischen Gottheiten erbaut worden waren und man ließ oft, wie hier, das heilige Wäldchen an der Seite der Kapelle fortbestehen; ein Gegensatz, der die Gesellschaft jener Zeiten kennzeichnete, in welchen Ueberbleibsel des alten Glaubens noch neben der neuen Religion bestanden.

Bald sah Priscilla die junge Sklavin nachdenkender als gewöhnlich dem bestimmten Orte nahen. Nachdem sie mit Furcht um sich gesehen hatten, ob Niemand ihre Schritte ausspähe, umarmten sich die beiden Frauen und traten in das Innere des Gehölzes. Priscilla beeilte sich, an die Sklavin die Fragen zu richten, welche sie ihr zu stellen hatte. Als sie von dem jungen Römer zu sprechen anfing, erröthete Hilda ein wenig und sagte mit einiger Lebhaftigkeit:

— „Oh! dieser ist ein edler Gebieter, er ist ein guter und menschlicher Herr. Wenn Du gesehen hättest, mit welcher Wärme er von seinem Vater meine Begnadigung erbat und wie er zu leiden schien, als sie ihm abgeschlagen worden war! Ich hätte niemals geglaubt, daß ein Römer ein so zärtliches

Mitleid für eine Barbarin fühlen könnte! Er hat nicht das finstere Aussehen wie Macer, unser Gebieter; er ist sanft und gnädig; gestern hat es mir geschienen, als gliche er dem hochseligen heiligen Georg, der ober der Thüre unserer Kapelle abgemalt ist, in dem Augenblicke, als er die dem Drachen preisgegebene Jungfrau befreit. Seine Sklaven haben gesagt, daß er gegen sie nicht grausam war; sie behaupten, daß in dem Lande, woher sie kommen und welches Athen heißt, die Herren besser sind, als hier; aber er ist nicht aus diesem Lande; wie die Anmuth seines Lächelns und seiner Stimme kommt seine Güte von Gott."

Priscilla war ein wenig beunruhigt, als sie diese Worte hörte, in deren Ausdrucke man das Ungestüm einer starken Seele und die Gluth einer unschuldsvollen Seele fühlte, aber sie faßte wieder Muth, als sie den auf der Stirne und im Blicke Hilda's ausgeprägten Ausdruck himmlischer Unschuld betrachtete. Sie erinnerte sich an die Hoffnungen, welche ihr Bruder hinsichtlich Lucius hatte durchblicken lassen, mit jener Gluth des Proselytismus, welcher der Ausbreitung des Evangeliums so wunderbar diente. Von dem natürlichen Schwunge ihrer ebenso zärtlichen als frommen Seele hingerissen, rief sie:

— „Die heiligen Engel mögen Dich beschützen, meine theuere Tochter! O niemals wird ein Gedanke meiner Hilda ihres Vaters Maximus Stirne erröthen

machen. Der Herr hat Dich nach seiner wunderbaren Fügung in ein weltliches Haus gesetzt, um es zu heiligen. Fahre fort, von Gott erwählte Jungfrau, fahre fort, insgeheim um Dich herum das Manna seiner Lehre zu verbreiten, und Gott, der Beschützer der Schwachen und Kleinen, wird die Bemühungen der Sklavin segnen, denn Alles ist Ihm möglich, der die Welt durch die Stimme der Zöllner, Fischer und Seemänner bekehrt hat!"

Als Priscilla diese Worte beendete, glaubte sie ein Geräusch zwischen den Bäumen zu vernehmen; sie drückte Hilda zärtlich an ihr Herz und zog sich zurück in der Befürchtung, gesehen zu werden, wie man es nach einem Diebsstreiche thut. Hilda ging aus dem Gehölze hervor und schritt auf die Schäferei zu.

IV.

Im Augenblicke, als sich Priscilla entfernte, näherte sich Lucius von einer anderen Seite. Der vorhergegangene Tag war von ihm dazu verwendet worden, mit seinem Vater alle Theile der Villa bis in ihre Einzelnheiten zu besichtigen. Capito hatte ihm die mehr mit weltlichen Werken, als mit christlichen Büchern versehene Bibliothek gezeigt; er hatte dann Lucius die schönen Statuen und die Gemälde der Galerie bewundern lassen, indem er sich hütete, wie man wohl glauben kann, ihm auch nur eines jener Gedichte zu ersparen, die er auf die Kunstgegen=

stände gemacht hatte, welche sie enthielt. Lucius war Capito nachlässig von Meisterwerk zu Meisterwerk gefolgt, indem er den Erklärungen und den Versen ein sehr zerstreutes Ohr lieh. Der Anbruch des Morgens beschäftigte die Gedanken des jungen Römers unangenehm; er glaubte noch die harte Miene zu sehen, mit der sein Vater ihm die Begnadigung Hilda's versagt hatte; das Entsetzen und die niedrige Unterwürfigkeit der Sklaven, die häßliche Gestalt Bleda's, welcher, als er mitten unter dem tölpischen Gelächter seiner Unglücksgefährten zu dem Mühlrade geschleppt wurde, auf Lucius einen Blick des Hasses und der Rache geworfen hatte, und diese Bilder belästigten ihn. Gewohnt, nur an seine Vergnügungen zu denken, sah er sich nun mit Verdruß in eine minder heitere Welt geworfen; es schien ihm, daß die tollen und kummerlosen Stunden der Jugend verflossen seien, daß die Sorgen des reifen Alters und die ernsten Beschäftigungen der Familie ihn erwarteten. Um diese peinlichen Eindrücke zu verbannen, rief sich Lucius das Bild der jungen Barbarin in's Gedächtniß zurück, so wie er sie unter der Säulenhalle gesehen hatte, weiß, regungslos, ihre großen blauen Augen in einem feierlichen Entzücken gegen Himmel erhoben.

So wie viele Männer seiner Zeit gesellte Lucius zu seinem epikuräischen Skepticismus einen seltsamen Hang zum Aberglauben und zur Ekstase. Er war durch den ihm von Hilda eingeflößten Eindruck wie

bezaubert; unbestimmte Gedanken an Liebestränke und Bezauberungen durchflogen seinen glühenden und kranken Geist; sie hatten seine Träumerei am Abende und seine Traumgebilde in der Nacht genährt; unter ihrer Herrschaft hatte er am frühen Morgen sein purpurnes Lager verlassen und war, auf gerades Wohl fortschreitend, gegen das heilige Wäldchen gekommen.

Als er die Kapelle gewahrte, die sich am Eingange desselben erhob und an derselben das erkannte, was in seiner Kindheit noch ein Tempel der Nymphen gewesen war, sagte er mit leiser Stimme:

— „Arme Nymphen, die man aus ihrem Wohnsitze verjagt hat, um an ihrer Stelle, ich weiß nicht welchen unsichtbaren Gott und einen gekreuzigten Weisen einzusetzen, arme Nymphen, ich bedaure euch! Ihr waret heiterer und anmuthiger, als die in das siedende Pech getauchten oder durch das Beil enthaupteten jungen Frauen, welche die Christen an die Mauern ihrer Tempel malen. — Liebenswürdige Verbannte! lebt wohl. Ich bitte Echo, euere Schwester, die ihr entfliehend in eurer sonoren Höhle zurückgelassen habt, euch ganz leise mein Lebewohl zuzuflüstern. So sind sie hier eine nach der anderen, diese zwei Religionen, welche sich die Welt bestritten haben!“ fügte er hinzu, indem er abwechselnd die Kapelle und das heilige Wäldchen betrachtete. „Wohlan! die Eine hat triumphirt; sie ist auf dem Throne, sie ist überall, und die Andere wird nun, nachdem sie

die Huldigungen der schönsten Jahrhunderte und der ersten Nationen des Weltalls empfangen hat, mit Füßen getreten wie eine verstümmelte Statue, die im Staube liegt. Warum das? Weil die Zeit dieses Glaubens vorbei ist, weil der Mensch eines Tages müde wird, zu glauben und anzubeten. Der neue Glaube hat große Dinge und große Menschen hervorgebracht; aber wie lange wird er dauern? Schon spaltet er sich und artet aus, schon kann man seinen nahen Sturz vorhersagen. Er ist eine Mode, die bald im Kaiserreiche vorübergehen wird und was wird sie dann ersetzen? Soll denn der Mensch immer vom Irrthume zum Zweifel und vom Zweifel zum Irrthum gelangen? O, wenn irgend eine Höhle, wenn irgend ein weissagender Dreifuß die geheimnißvolle Wahrheit enthüllen könnte! Wo ist die Sybille oder die Zauberin, die Priesterin von Delos oder die Magierin von Thessalien, die mir in den Nebeln des Heiligthums oder unter den Schatten eines Waldes erschiene, um mich das zu lehren, was ich lange Zeit entbrannt war, zu wissen, und was ich jetzt verzweifle, je zu erfahren?“

Als er diese Worte aussprach, neigte Lucius schwermüthig sein schönes Antlitz; seine wallenden Haare breiteten sich über seine Stirne wie ein Trauerschleier. Als er die Augen erhob, stand Hilda vor ihm. Sie näherte sich langsam mit gesenktem Blicke und trug mit der Anmuth der Kraft eine große Menge weißer Wolle, ohne daß ihr Hals sich unter

der Last beugte; man hätte sie für eine schöne belebte Karyatide halten können. Sie war schon ganz nahe an Lucius, bevor sie ihn gewahr wurde; sie blieb am Rande eines engen Pfades stehen, um ihn vorübergehen zu lassen, indem sie sich leicht verneigte, ohne die Augen zu ihm zu erheben.

— „Junge Sklavin,“ sagte Lucius mit einem Tone liebkosender Sanftmuth, „Du bist fleißig wie die Biene des Hymettus, welche von Morgen an über die Blumen hingaukelt; kaum hat sich die Sonne erhoben und Du hast Deine Arbeiten schon wieder aufgenommen. Ich werde dem Verwalter sagen, daß ich Dir erlaube, Deinen Schlaf zu verlängern, aus Furcht, daß die Ermüdung nicht Deine schönen Augen angreife und nicht die Rosen Deiner Wangen bleiche.“

— „Junger Gebieter, ich danke Dir, aber ich bin vom Stamme der Franken, die schwer zu ermüden sind; der Sklave darf Nichts von der Aufgabe versäumen, die ihm aufgegeben ist, damit er, wenn er sie mit Eifer erfüllt, die Zufriedenheit eines anderen Verwalters erlange, als desjenigen, bei dem Du mir ein Wort sprechen willst, des himmlischen Verwalters.“

— „Seltsames junges Mädchen; Du sprichst Worte, deren Strenge für einen Stoiker passen würde, mit Lippen aus, die einer Aphrodite würdig sind. Aber beim Herkules! Du gefällst mir, wenn Du so sprichst, so wie Du mir gestern gefielest, als Du

Dich im Angesichte der Züchtigung weigertest, den ernsten Pädagogen zu nennen, den ich jetzt kenne, denn seine Eitelkeit hat mir, ohne es zu wollen, bald selbst bestätigt, was mich ein auf seine verlegene Miene geworfener Blick zuerst hat ahnen lassen. So hat der weise Redner ein Mittel gefunden, sich mit seiner schönen Schülerin zu unterhalten, begierig Dich die Buchstaben zu lehren, wie Orpheus, sowie man sagt, seine theuere Eurydice in der Kunst, die Lyra zu spielen, unterrichtete."

— „Gebieter! ich werde das nicht läugnen, was Dir Capito anvertraut hat; ja, ich danke es ihm, daß ich das Wort Gottes lesen kann, und wenn diese Wohlthat mir tausendmal grausamere Strafen zugezogen hätte, als die, mit denen ich gestern bedroht war, so würde ich noch die Hand segnen, welcher ich sie schulde, und ich würde fortfahren, wenn man mir eine Zunge ließe, um zu beten, Gott zu bitten, wie ich es Tag und Nacht mit Inbrunst thue, daß er Capito von den Wegen der falschen Weisheit ablenke, in die er verwickelt ist, damit das Licht, das er mir mitgetheilt hat, ach! ohne es zu sehen, eines Tages seine Finsternisse erhelle!"

— Christlich frommer und vergeblicher Wunsch! Mein Oheim würde eher dem Leben, als seiner Muse entsagen; aber, schöne Sklavin, wenn sich ein jüngerer und vielleicht liebenswürdigerer Gebieter, als Capito anbieten würde, Dich zu unterrichten — wenn er Dich nicht die albernen Erzeugnisse der Redner,

sondern die göttlichen Meisterwerke des goldenen Zeitalters der römischen Poesie lesen ließe, vielleicht würdest du dann mehr Reiz an seinem Unterrichte finden? Du kennst die Freuden nicht, welche Deine unschuldsvolle Seele erwarten würden, wenn sie durch die Unglücke Dido's, welche sogar Heilige beweint haben, gerührt wird, wenn sie bei den anmuthigen Worten Ovid's oder Horaz's, indem sie Corinna oder Lalage preisen, Tibull's, wenn er nach den Reizen seiner Delia seufzt, in Entzücken gerathen wird. Es waren dieß schöne junge Mädchen, wie Du; einige waren Sklavinen gewesen, wie Du, aber die Hand eines liebevollen Gebieters hat ihre Fesseln zerrissen."

Als er diese Worte ausgesprochen hatte, welche die rasche Sturmesfluth der Leidenschaft wie wider seinen Willen auf seine Lippen gerufen hatte, hielt Lucius inne, indem er in den Augen Hilda's den Eindruck zu lesen suchte, den sie empfangen hatte. Eine leichte Röthe war über ihre Stirne gezogen, welche bald ihre ganze Reinheit wieder erlangt hatte. Ihre einen Augenblick gesenkten Augen hatten sich erhoben und, indem sie Lucius voll Unschuld ansah, sagte sie zu ihm mit fester Stimme, wie sie es zu den Zeiten der Verfolgungen vor dem Richter gesagt hätte, wenn er sie aufgefordert haben würde, den falschen Göttern zu opfern:

— „Ich bin eine Christin."

— „Ich weiß es," sagte Lucius, „und auch ich bin ein Christ. Wer glaubt noch an den alten

Olymp? wer fürchtet sich noch vor den erloschenen Blitzen Jupiter's, oder vor dem rostigen Dreizacken Neptun's? Bin ich denn ein tölpischer Bauer, der sich versteckt, um Pan eine schwarze Ziege zu opfern, oder ein starrsinniger Redner, der sich an die Trümmer der eingestürzten Altäre anklammert und sich nicht überzeugen kann, daß die Götter, welche Homer besungen und welche Demosthenes angerufen hat, keine Götter seien? Der Weise ist nicht so; er sieht ohne Bedauern den alten Aberglauben absterben; er verwirft den Cultus nicht, den seine Zeitgenossen angenommen haben; er ehrt mit ihnen Jenen, der tausend Namen hat und dessen wahren Namen Niemand weiß. Aber dieses Gespräch ist sehr ernst, schönes, junges Mädchen; was kümmern uns diese wichtigen Fragen, diese schwierigen Gegenstände? Das Leben ist ein rasch verlaufender Traum; ist es nicht besser, die Blüthe unserer Jugend zu pflücken, bevor sie auf dem Flügel der Stunden entflohen ist?"

Hilda unterbrach ihn und sagte in einem gleichzeitig ehrerbietigen und ernsten Tone zu ihm:

— „Ich bin Deine Sklavin; befiehl mir zu schweigen und ich werde zu meinen Gefährtinen zurückkehren, um stillschweigend die Wolle Deiner Schafe zu spinnen." Dann fügte sie mit einem bittenden und begeisterten Ausdrucke hinzu: „Willst Du der armen Hilda erlauben, von dieser ohne Zweifel durch Gott veranstalteten Begegnung Nutzen zu ziehen, um Dich ein Wort vernehmen zu lassen, das nicht aus

ihr kommt, aber das sie empfangen hat, um es ihrerseits weiter mitzutheilen, selbst Dir, edler Lucius, Dir, den seine Geburt so hoch über sie erhebt, den sie aber in Gefahr sieht, unterzugehen und der gerettet zu werden verdient?"

Hilda hatte ihren Bündel an ihre Seite niedergesetzt; am Fuße einer Eiche aufrecht stehend, den Blick von einem göttlichen Feuer belebt, ihr schönes, blondes Haar halb aufgelöst, die Hände gegen Himmel erhoben, in dessen Namen sie sprechen wollte, schien sie Lucius jener Priesterin zu gleichen, jener prophetischen Pythia, die er kurz vorher angerufen hatte; er fand sie so wunderbar schön.

— „Ja, sprich," sagte er zu ihr mit einer geheimen Regung, über die er erstaunte und die er vergebens zu unterdrücken suchte. „Wir wechseln die Rolle, schöne Hilda; ich bin nun der Schüler und Du der Lehrmeister, oder vielmehr bist Du der Hierophant (Oberpriester der Ceres), welcher den Profanen in die heiligen Geheimnisse einweihen will."

— „Lucius," sagte Hilda, „ich habe großes Mitleid mit Dir, denn Du bist unglücklich."

Der junge Mann machte eine Bewegung der Ueberraschung.

— „Ja, ich weiß wohl, daß Du der Sohn des mächtigen Duumvir Secundinus bist, daß Du jung, edel, schön bist," fügte sie, leicht die Stimme dämpfend, hinzu, „und doch, Lucius, weiß ich auch,

daß Du nicht glücklich bist, denn Du glaubst nicht."

— „Und welcher Gott hat Dir enthüllt, junges Mädchen, was in meiner Seele vorgeht?" entgegnete Lucius mit einem wachsenden Erstaunen und einiger Ungeduld.

— „Das Buch, welches nicht lügt," antwortete Hilda. „Habe ich nicht in diesem Buche gelesen: Eitelkeit der Eitelkeiten, Alles ist Nichts als Eitelkeit. Habe ich nicht in demselben ferner gelesen: Und ich habe meinem Herzen gesagt: Ich will Dich durch die Freude prüfen, ich will das Vergnügen genießen, und wohlan! auch dieses war Eitelkeit. O Lucius, hat das Buch, was Dich anbelangt, gelogen? bist Du glücklich ohne Gott?"

So hatte das Irrthum bannende Buch Salomo's die erfahrungslose Christin die Leiden des menschlichen Lebens kennen gelehrt und Hilda hatte, indem eine geheimnißvolle Sympathie für Lucius ihre Aufklärung zu der der heiligen Schrift gesellte, durch die leichtsinnigen Worte, die er in den Wind schleuderte, erkannt, daß eine Bitterkeit in seinem Herzen war. Durch den Antrieb der Religion und der Liebe geleitet, hatte die Hand des jungen Mädchens die Wunde berührt.

Als Lucius fühlte, daß eine unwissende Sklavin so in den innersten Theil seiner Seele eindrang, vergaß er die Munterkeit, die er heuchelte; eine ganze Welt von Gefühlen und Gedanken, die in seinem

Busen schliefen, machte eine plötzliche Explosion, und indem er auf einmal Antlitz und Sprache veränderte, rief er:

— „Nein, nein, ich bin nicht glücklich! Und wie sollte ich es sein, wenn mein Geist in einer Unsicherheit schwebt, die ihn tödtet? Ach, der Mensch kann nicht dem Zufalle preisgegeben leben, er kann sich nicht auf die gemeinen Güter beschränken. Er bedarf noch etwas Anderes; er bedarf einer Antwort auf die Frage, die ich mir so viele Male gestellt habe: Wo ist die Wahrheit?"

— „Suchet und ihr werdet finden, hat der Herr gesagt."

— „Ach! ich habe sie überall gesucht, diese Wahrheit, die dem Geiste des Menschen so nothwendig ist, als die Sonne seinen Augen. Ich habe alle Schulen und alle Systeme um dieselbe befragt. Bevor ich sie als Verzweifelter bespöttelte, habe ich mich angestrengt, zu glauben. Du einfaches, in Deinem reinen Glauben so ruhiges, junges Mädchen, Du kennst die Qualen des Gedankens nicht, der sich ermüdet, die Gewißheit zu verfolgen; Du weißt nicht, was die Menschen Alles erfunden haben, um sich der Marter des Zweifels zu entziehen. Du würdest mich nicht verstehen, wenn ich Dir alle Träume und Wahnwitzigkeiten Jener erzählen würde, welche die Welt Weise nennt. Siehst Du, weit von hier, unter einem viel schöneren Himmel, erhebt sich eine mit allen Gaben der Natur und des Genius begünstigte Stadt, man nennt sie Athen."

— „Ich kenne diese Stadt; dort hat der Apostel, der heilige Paulus, den unbekannten Gott gepredigt.“

— „Dieser Gott ist der meinige, Hilda. Wohlan! in diesem schönen Athen, unter seinen geistreichen Söhnen, habe ich die glücklichsten Jahre meiner Jugend damit zugebracht, den Gott zu suchen, den Paulus dem Areopag verkündigte. Bald hing ich an den Lippen eines Meisters, der behauptete, mir die Geheimnisse des Weltalls entschleiern zu können; bald lag ich während meinen schlaflosen Nächten über jenen Büchern, welche die Bewunderung der Jahrhunderte ausmachen, bis zur Stunde gebeugt, in der meine Studienlampe in den Strahlen des Morgens erlosch; bald irrte ich des Nachts am Rande der Fluthen, die bewegt wie meine Seele, oder stumm wie meine Vernunft waren; ich habe nach allen Seiten das Räthsel der sterblichen Bestimmung betrachtet und Alles dieses vergebens! O, dann habe ich diese Wissenschaft, die mich Nichts lehrte, bemitleidet und verlacht; ich habe diese lügnerischen Bücher verbrannt, ich habe meine Studierlampe ausgelöscht. Nun habe ich sinnlose Gefährten oder tolle junge Mädchen an meine Seite gerufen; ich habe mich auf Rosenblätter gelegt, ich habe meine Nächte mit Gelagen und Liebesgesängen vergeudet; ich habe von den Wollüsten verlangt, meine Schmerzen in Schlaf zu wiegen; aber die Wollüste waren ein Gift, die Rosen meines Lagers hatten Falten, die mich verwundeten, die Schlange befand sich unter den Blumen. Hilda, Du hast es gesagt, ich war nicht glücklich.“

— „Und was hast Du dann gethan?“

— „Dann habe ich eine andere Stadt besucht, von der Du wohl noch nicht sprechen gehört hast; der Name dieser Stadt ist Alexandrien. Dort befinden sich Männer, welche versichern, Verbindungen mit den himmlischen Geistern zu haben, welche lehren, sich durch die Beschauung und Enthaltsamkeit zur Theilnahme an den göttlichen Dingen zu erheben. Ich habe mich an diese Männer gewendet, ich habe ihre verborgene Wissenschaft studirt und wie sie habe ich die geheimnißvollen Namen zusammengesetzt, ich habe die kabbalistischen Figuren gezogen, ich habe Zaubereien und Gaukeleien versucht, aber bald habe ich über meine immer betrogene Leichtgläubigkeit gelacht, ich bin in die Schlingen der Weichlichkeit und in die Ermattung der Langweile zurückgesunken. Indessen habe ich meinen Nachforschungen nicht gänzlich entsagt. Ueberall, wo ein geheimer Cultus, ein seltsamer Ritus war, ließ ich mich zwar ohne viel Hoffnung einweihen, aber ohne dessen doch je müde werden zu können. Ich habe die Synagoge der Juden besucht, ich bin in die Höhlen der Mitra's gedrungen, ich habe auf meinen Kopf das Blut der Sühnopfer zu Ehren der Cybele (bei denen ein Stier geopfert wurde) niederträufeln lassen.“

— „Und Du bist nicht in die Kirche des Gottes der Christen eingetreten?“

— „Ich habe auch diesen Weg versucht, aber ich habe daselbst nicht das gefunden, was ich suchte.

Ich wurde nach dieser Seite durch die Erinnerungen an meine Kindheit geleitet, ich fühlte mich durch die Schönheit der Gebote angezogen, ich hätte die Kraft in mir gefühlt, allen diesen Wollüsten wie Augustin zu entsagen, die meine Seele nicht befriedigten; aber die unverständlichen Geheimnisse stießen mich zurück; mein Geist, gewohnt, die Lehren aller Weisen zu vergleichen, fand den Kern derselben in der Lehre Jesus. Ich konnte in Christus nur einen aus einer rohen Nation hervorgegangenen göttlichen Philosophen, einen barbarischen Sokrates erkennen. Ist übrigens diese kaum zur Herrschaft gelangte Religion nicht schon in tausend Secten getheilt, die sich streiten und sich verdammen? Wen nun hören, wem glauben? Und verschwindet die Reinheit der ersten Zeiten nicht jeden Tag mehr? Gibt es nicht ehrgeizige Bischöfe, schamlose Priester, das Aergerniß und die Schande der Kirche? Ach! die christliche Religion ist wie die anderen; sie bietet prächtige Versprechungen und vermag sie nicht zu erfüllen; sie hat die Welt ändern wollen; die Welt wird sich nicht ändern; sie erhält sich durch den Schirm der Kaiser, sie verbreitet sich durch das starre Vorurtheil der Menge, sie verleitet von Zeit zu Zeit einen schönen Geist zu ihrer Lehre; sie dringt aber weder tief in die hohen Klassen der Gesellschaft, noch unter die Bewohner des Landes. Die römische Welt ist zu alt, um einen neuen Glauben zu lernen — aber ich kann nicht begreifen, wie ich mich habe hinreißen lassen, von diesen Dingen zu

einer schönen Germanin mit blauen Augen im Gehölze der Nymphen zu sprechen. Die unter der Rinde dieser Eiche verborgene Dryade erstaunt über diese Rede, und ohne Zweifel werden wir hinter einem Gesträuche das spöttische, laute Lachen der Faune losbrechen hören."

— „Im Namen Gottes, edler Lucius, höre auf, diese falschen Gottheiten zu nennen, an die Du nicht glaubst, und leihe mir ein ernstes Ohr während einigen Augenblicken, die einzigen, die mir je gegönnt sein werden, um Deine Seele zu rühren und Deine Augen zu öffnen. Höre mich, Lucius. Viele Sachen, die Du mir gesagt hast, habe ich nicht verstanden; aber ich weiß, daß die Antwort in dem heiligen Buche ist, welches alle Wahrheit enthält, und von dem ich fest glaube, daß es das Wort Gottes ist. Lies doch dieß Buch, Lucius, und erflehe Dir Gnade von oben daraus; ziehe meinen Vater Maximus zu Rathe, der voll Erleuchtung ist und wissen wird, was er Dir sagen muß. Nicht eine unwissende Barbarin vermag Deine Zweifel zu heben, oder Deine Irrthümer aufzuklären; aber weil der Gebieter sich herabgelassen hat, seine Seele vor seiner Sklavin zu eröffnen, so wird die Sklavin mit Vertrauen zu ihrem Gebieter sprechen. Du mußt wissen, was Gott für mich gethan hat, denn unsere Sprache, o Herr, muß Dein Lob preisen und Deine Wunder kund thun!

Ich wurde als eine arme Heidin, als die Sklavin des Teufels geboren; aber unter den Meinigen befand ich mich nicht in der irdischen Knechtschaft;

ich war die Tochter eines mächtigen Stammhäuptlings des Herzynischen Waldes. Am selben Tage gingen mein Vater, mein Oheim und alle seine Söhne, einen Einzigen ausgenommen, im Kampfe gegen die Römer zu Grunde; meine Mutter und meine Schwester wurden von den Soldaten in einem hölzernen Hause verbrannt, meine drei Brüder sind hier im Amphitheater gefallen; der Eine ist den wilden Thieren preisgegeben worden, und das Volk hat die beiden Anderen gezwungen, miteinander bis zum Tode zu kämpfen. Mich hat man Deinem Vater verkauft. Wenn ich mich an den Tag erinnere, an dem ich zum ersten Male Deine Wohnung betrat, schaudere ich noch vor Schrecken, und ich werfe mich auf die Kniee, um Gott zu bitten, die schrecklichen Bewegungen zu dämpfen, die sich in meinem Herzen erheben. Der Barbar, den Ihr verachtet, liebt seinen Stamm und seine Familie vielleicht mehr als Ihr, und ich habe die Meinigen an Einem Tage verloren. Ich wollte mich mit meinem Gürtel erdrosseln; man band mir die Hände. Ich beschloß, jede Nahrung zurückzuweisen und so zu sterben. Wenn man einen Trank meinen Lippen nahe brachte, knirschte ich mit den Zähnen, ich schloß sie mit Gewalt und Nichts vermochte sie zu öffnen. Damals brachte mir meine Mutter Priscilla das heilige Wort und seit dieser Zeit habe ich meine Fesseln in einem Geiste des Friedens und selbst der Freude ertragen. Für Augenblicke kehrt mir der Gedanke an meine Wälder zurück und macht mich zittern;

ich sehe mich frei und wie ich unter ihrem Schatten hüpfe; mein Vater erscheint mir inmitten seiner Krieger, er erhebt mich mit seinen blutigen Armen und drückt mich an seine starke Brust, wie er es gewohnt war in meiner Kindheit zu thun; dann sehe ich wieder ein anderes Mal meine Mutter und meine Schwester, wie sie sich inmitten der Flammen winden, oder meine Brüder, wie sie sich im Amphitheater erwürgen. Dann fühle ich in mir einen tiefen Haß gegen Alles sich regen, was den Namen Römer trägt; ich könnte den Sklavenaufseher erdrosseln und mich mit einem Sprunge gegen meine Wälder stürzen; aber in diesen Augenblicken, in denen mich der böse Geist quält, beruhigt mich ein Gebet; der Gedanke an den seinen Peinigern verzeihenden Heiland, an Maria am Fuße des Kreuzes, stimmt mich milder. Wenn ich die Erniedrigungen und Beleidigungen ertragen muß, so ist dieß hart für eine Tochter der Franken; wenn ein unreiner Sklave, wie Bleda, meine Ohren mit seinen Worten beleidigt, wenn ein junger Gebieter, wie Lucius, mir seine Verachtung beweist, indem er mir seine Liebe anbietet, so fühle ich meine Stirne vor Schmach erglühen; aber wie sollte ich mich beklagen, ich unwürdige Sünderin, elende Heidin, die durch die göttliche Barmherzigkeit zur Erleuchtung berufen ist, da doch der anbetungswürdige Sohn Gottes mit Ruthen gepeitscht und geohrfeigt wurde? Sobald ich daran denke, liebe ich die Schmach und die Verachtung. Gestern war ich bei dem Gedanken glücklich, daß

ich für diesen göttlichen Meister leiden und daß meine Stirne für immer das Wahrzeichen meines Glaubens tragen würde."

Lucius wurde durch den Enthusiasmus der Christin ganz bewegt, er fand jene leichtfertigen und durch Gewohnheit und Erinnerung mit launigen Anspielungen auf das Heidenthum vermengten Worte nicht mehr, er betrachtete Hilda mit einem unglaublichen Entzücken, alle seine Gedanken waren in Unordnung. Dieses Weib, deren Schönheit ihn entzückte, war eine Sklavin, eine Christin, eine Barbarin. Indem er einem Hange nachgab, den er sich nicht erklären konnte, hatte er zu ihr mit einer Selbstverläugnung gesprochen, die er sonst gegen Niemanden gehabt hätte; er hörte sie mit Ueberzeugung von den göttlichen Dingen sprechen; sie erschien ihm zu gleicher Zeit stolz und demüthig, erhaben und niedrig, als die wilde Tochter der Wälder Germaniens, und als die ergebungsvolle Martyrin in dem väterlichen atrium. Der Tumult seiner Seele und seiner Sinne fand keine Worte, um sich auszudrücken. Plötzlich ließen sich barbarische, Lucius unbekannte Worte, in einiger Entfernung im Walde vernehmen. Hilda lieh ihnen ein aufmerksames Ohr, und als Jene, welche sie sprachen, sich entfernt hatten, sagte sie:

— „Es sind fränkische Sklaven, die sich über eine nahe Expedition ihrer Landsleute besprechen. Der Herr hat gewollt, daß ich gegenwärtig sei, um ihr Gespräch zu hören. Vernachlässige, Lucius, diesen

Wink des Himmels ja nicht, denn ich weiß, daß die Sklaven im Allgemeinen von feindlichen Einfällen gut unterrichtet sind. Wenn derlei Gerüchte unter ihnen im Umlaufe sind, so sind sie selten ohne Grund. Benachrichtige doch Deinen Vater und den Bischof Maximus, damit Deine Familie und das christliche Volk sich gegen diese Heiden vorsehen."

Hilda hatte ihre Last wieder auf den Kopf genommen und wollte sich entfernen.

— „Wir können uns nicht so trennen, Hilda," entgegnete Lucius. „Was Du mir soeben gesagt hast, erfüllt meine Seele mit tiefer Bewegung, und nun erweisest Du uns einen großen Dienst, indem Du uns von den Anschlägen unserer Feinde benachrichtigest. Ich muß Dich wieder sehen, ich muß Dich wieder hören. Deine Worte haben eine unglaubliche Macht über mich. Ich begreife, wenn ich Dich höre, daß die Germanen in ihren Jungfrauen etwas Göttliches verehren."

— „Es gibt nichts Göttliches, als die Vorsehung, die sich in ihren undurchdringlichen Rathschlägen der niedrigsten Werkzeuge bedient. Lebe wohl, Lucius, Deine Sklavin nimmt ihren Spinnrocken wieder auf und kehrt unter die Spinnerinen, ihre Gefährtinen zurück. Gott wird diesen Morgen für alle Beide segnen."

— „Du wirst Dich nicht so entfernen," entgegnete Lucius mit Gluth und er streckte die Hand aus, um sie zu erfassen. Hilda blickte ihn mit Sanftmuth an und sagte zu ihm:

— „Betrübe Deine Sklavin, wenn Du willst und zwinge sie, hier mit Dir in dieser vorgerückten Morgenstunde zu bleiben, damit sie dem Gespötte und den Beleidigungen preisgegeben werde; ich habe Dir gesagt, daß mich das Kreuz die Demüthigungen ertragen lehrte; Du kannst die Erfahrung davon machen."

Lucius trat mit Schrecken zurück.

— „O nein, Hilda, ich Dir Schmerz bereiten, ich Dir Schmähungen zuziehen! Niemals, beim Himmel! Aber wird denn kein Band zwischen uns bestehen?"

— „Weder am Abend noch am Morgen wird ein Gebet aus meinem Herzen zu Gott emporsteigen, in dem der Name des großherzigen Lucius nicht mit Inbrunst genannt sein wird."

— „Ja, Du wirst für Deinen Gebieter beten," sagte Lucius mit Bitterkeit, „Du wirst für mich beten, wie für meinen Vater, wie für Capito."

— „Nicht gerade so, Lucius."

Und das junge Mädchen entfernte sich mit raschem Schritte.

Lucius blieb einige Zeit unbeweglich; er erstaunte über diesen Willen einer Sklavin, die seine Schritte fesselte; er war von dem, was er soeben gesagt und gehört hatte, wie geblendet. Diese Unterredung hatte eine ganze Reihe von Gedanken und eine ganze Menge von Erinnerungen erweckt, die seinem gewöhnlichen Leben fremd waren. Jetzt sank er aus den fast vergessenen Regionen, in die ihn einige Worte Hilda's

plötzlich hinauf erhoben hatten, mit Ueberraschung und Traurigkeit in die Leere seines täglichen Daseins zurück. Die Verwirrung dieser Gedanken war so groß, daß er sich kaum erinnerte, daß er von Hilda ein wichtiges Geheimniß erfahren hatte, welches er ohne Zögern seinem Vater mittheilen mußte. Er traf diesen auf dem Punkte, die Curie zusammen zu berufen, um darüber zu berathen, was zu thun wäre; denn er war schon unterrichtet worden, daß man einige Haufen von Franken um den Rand des Waldes und bis an das Ufer des Flußes streifen gesehen hatte.

Lucius, der das Bedürfniß nach einer heftigen Bewegung fühlte, um sich von den Erschütterungen dieses Morgens zu erholen, traf die Vorkehrungen zu einer großen Jagd in den Wäldern, die sich damals auf das andere Ufer der Mosel ausdehnten, und gerieth über die Barbaren, die er dort treffen konnte, in keine größere Unruhe, als über die Eber und Bären, die er daselbst aufsuchen wollte. Wenig neugierig, der Municipalitäts-Versammlung beizuwohnen und entzückt, die Langweile der langen und nutzlosen Reden zu vermeiden, welche, wie er dachte, dieselbe begleiten würden, zog er es weit vor, einen molossischen Jagdhund zu versuchen, den er mit endloser Sorgfalt und Mühe aus Griechenland heimgebracht hatte. Als er schon sein thessalisches Pferd Pirithous bestiegen hatte, traf er Capito, welcher mit der Miene eines Mannes herbeikam, der ein Ereigniß von großer Wichtigkeit erfahren hat.

— „Wohlan, mein Oheim, welche Neuigkeiten?“ fragte ihn Lucius mit einer zerstreuten Miene.

— „Die größte Neuigkeit, mein Sohn!“ entgegnete der Redner. „Der erhabene Antonius Glabrio, der Ruhm der Schule von Autun, dieser Nebenbuhlerin, wenn es eine gibt, der Schule von Trier, ist soeben bei uns angelangt und wird heute in meinem Garten, dem ich den Namen Akademus gegeben habe, eine Declamation lesen, die man als bewunderungswürdig preist. Dieser Tag wird ein berühmter Tag in den Denkbüchern unserer Stadt werden, ein Tag, der mit dem weißen Steine bezeichnet werden muß, wie der geistreiche Flascus sagt, und,“ fügte er in einem vertraulichen Tone und mit einer Stimme bei, welche die Freude zittern machte, „ich hoffe vor dem eduensischen Fronto und der bei mir versammelten gelehrten Gesellschaft jene Lobrede sprechen zu lassen, die selbst Du nicht einmal noch kennst. Schöner Meleager, anstatt den Eber unserer Wälder ohne Furcht vor dem Geschicke des Adonis zu verfolgen, thätest Du besser, Dich uns beizugesellen.“

— „Ich kann nicht,“ sagte Lucius lächelnd, „ich würde die keusche Diana erzürnen, der ich das Gelübde gethan habe, ihr diesen Tag zu weihen, damit sie mir verzeihe, nicht immer ihren heiligen Gesetzen gehorcht zu haben. Die Musen werden auch an ihre Reihe kommen,“ fügte er anmuthig hinzu, „und dann werde ich ihren begeisterten Zögling zu finden wissen.“

Als er durch dieses mythologische Compliment nach bestem Vermögen den Aerger besänftigt hatte, den seine Weigerung den armen Capito empfinden ließ, begrüßte ihn Lucius und eilte im gestreckten Galoppe seines Pferdes davon. Nach dem außerordentlichen Aufschwunge, welcher Lucius wie durch Ueberraschung erhoben hatte, war der junge Mann in seine gewohnte Leichtfertigkeit und Sorglosigkeit zurückgesunken und rief heiter aus:

— „Das ist eine gute Vorbedeutung für diesen bedrohlichen Tag. Ich bin schon zwei Gefahren entkommen, den Reden der Decurionen und der Beredtsamkeit der Rhetoren, die fürchterlicher als das Eisen der Barbaren sind. Wenn ich unter dieser letzten Geißel unterliegen soll, so sei es; die Furcht wird mich nicht eine Stunde des Vergnügens haben verlieren lassen. Das Leben ist weder eines Bedauerns, noch eines ernsthaften Wortes werth. Mögen also diese Barbaren kommen; aber wenigstens noch diese Jagd vor der Zerstörung des Kaiserreiches!"

V.

Während Lucius, von seinem thessalischen Renner getragen, die Eber durch den Wald verfolgte, der von dem Gekläffe seiner lakonischen Meute widerhallte; während sich Capito zu den Rednern begab, mit der Wirkung beschäftigt, die seine Perioden auf die gelehrte Versammlung, in der er erwartet wurde, her-

vorbringen würden, beeilte Macer den Schritt der Sklaven, die ganz von Schweiß triefend seine Sänfte nach der Stadt trugen. Unbestimmte und beunruhigende Gerüchte, die von mehren Seiten zu gleicher Zeit anlangten, hatten nicht gezögert, die Worte Hilda's zu bekräftigen. Macer war augenblicklich nach Trier aufgebrochen, nachtem er in der Eile die Curie hatte zusammenberufen lassen. Er zeigte eine große Sorgfalt, seine Pflichten als Beamter zu erfüllen; es war dieß die einzige Thätigkeit, die ihm erlaubt war, und trotz seiner Unzufriedenheit erfaßte er mit Wärme jede Gelegenheit, um einiges Ansehen in seiner Stadt zu entwickeln. Die Ehrgeizigen gefallen sich immer in der Ausübung einer Gewalt, selbst einer Gewalt, die sie verachten.

An dem Orte angelangt, wo sich die Decurionen versammelten, fand er nur die unangesehensten von ihnen, jene, denen ihre untergeordnete Stellung oder ihr furchtsamer Charakter nicht gestattete, sich dieser Stadtlast zu entziehen, deren Bürde in jener Zeit der politischen Desorganisation Alle nur mit Unwillen trugen. Seine zur Aufsuchung der abwesenden Mitglieder des Curien-Collegiums abgeordneten Sendlinge führten deren Einige herbei, deren selbstsüchtige Gleichgiltigkeit für die öffentlichen Angelegenheiten der Furcht wich, dem Duumvir zu mißfallen. Als sie mit großer Mühe versammelt waren, unterrichtete sie Macer von der Gefahr, die sie bedrohte und hielt eine kurze und kräftige Rede über die Nothwendigkeit, ohne Zögern

an die Vertheidigung der von den Barbaren bedrohten Stadt zu denken. Er sah auf allen Gesichtern nur stumme Bestürzung und düstere Muthlosigkeit. Die Reichen waren von einem Entsetzen erfaßt, das sie nicht zu verhehlen suchten, indem sie an ihre Paläste dachten, die vielleicht die Beute der Franken werden sollten. Die Aermeren zeigten eine stumpfe Ergebung; ihr starrer und trüber Blick schien zu sagen, daß sie für alle Leiden und alle Unglücksfälle gleichgiltig wären, daß ihnen der Fiscus fast Nichts zu verlieren übrig gelassen hätte, und daß ihr trauriges und gedrücktes Dasein voll Unruhe und Beschwerden keinesfalls ein Gut sei, das sie sehr begierig wären, zu bewahren.

Indessen begann die Berathung, als sich einige der einflußreicheren Decurionen ein wenig von ihrer ersten Verwirrung erholt hatten, verworren und voll widersprechender oder unsinniger Rathschläge. Keiner dieser Männer war auf das schreckliche Ereigniß vorbereitet, keiner hatte es vorhergesehen. Derjenige, der betraut war, über die Vertheidigung der Stadt zu wachen, gestand, als er mit Fragen gedrängt wurde, daß er den Gegenstand seiner Amtsverrichtungen vollkommen vernachlässigt habe. Ein Theil der Gräben war zum Privat-Vergnügen oder Nutzen Einzelner ausgefüllt worden. Der größte Theil der Thürme, deren Mauern flankirt waren, sanken in Trümmer. Der unglückliche Aedile gestand selbst erröthend, einem Theile der Mauern, welcher das äußerste Ende seiner

Gärten begränzte, so viel entzogen zu haben, als er bedurfte, um ein Säulendach zu bauen. So zog ein Jeder die Trümmer an sich, anstatt über die Erhaltung des Staates zu wachen.

Unvorhergesehen überrascht, wußten die unglücklichen Decurionen nicht, was sie beschließen sollten. Der Eine rieth, den Frieden von den Barbaren zu erkaufen, und dieser Antrag, der durch die elende Politik eingeflößt wurde, welche seit hundert Jahren das Kaiserreich zu Grunde richtete, erregte einen gewaltigen Lärmen in der Versammlung. Man sprach für und wider mit Lebhaftigkeit, je nachdem der Geiz stärker als die Furcht oder die Furcht stärker als der Geiz war. Andere schlugen in allem Ernste vor, eine Deputation an den Kaiser zu senden, damit er das Rom der Gallier vor den Barbaren schütze, und bedachten nicht, daß die Barbaren vielleicht nicht die Geduld haben würden, zu warten, bis man Streitkräfte gegen sie in Mailand oder Konstantinopel gesammelt hätte. Man fand es leichter, den entfernten Schutz des kaiserlichen Mantels aufzusuchen, als auf der Stelle einen thatkräftigen Widerstand vorzubereiten. Denn die städtische Organisation, deren Macht ein gehässiges Mittel der Tyrannei gewesen war, war ohne Kraft; man hatte das Werkzeug abgenützt, den Stahl verbogen, das Heft zerbrochen.

Die Unterredung, die sich stufenweise erhitzt hatte, wurde endlich außerordentlich lärmend. Es war dieß kein ernstlicher Eifer für das öffentliche Wohl, welcher

so ungestüme Reden einflößte; es war dieß der stürmische Schwall der Besprechung und die Hartnäckigkeit einmal ausgesprochener Meinungen, welche man mit kindischer Erbitterung angriff und vertheidigte. Inmitten des Lärmens verschwanden die Decurionen nach und nach. Ein mächtigeres Interesse als das der öffentlichen Angelegenheiten rief sie in das Amphitheater, wo ein Kampf zwischen wilden Thieren und Gladiatoren statthaben sollte. Bald befand sich Macer allein; er zuckte die Achseln mit Verachtung, als er den letzten seiner Collegen hinausschleichen sah.

„Es gibt keine römische Regierung, es gibt keine römische Gesellschaft mehr," sagte er; „so will ich denn zu meiner Familie gehen, wo wenigstens noch nicht jede Ueberlieferung der Ordnung und Zucht erloschen ist; ich will gehen und meine Sklaven überwachen und meinen Sohn wiedersehen."

Indessen füllte sich das Amphitheater mit einer unruhigen Menge; Jedermann begab sich dahin, sowohl um Neuigkeiten an diesem allgemeinen Versammlungsorte zu erfahren, als auch um der unbezwinglichen Leidenschaft zu gehorchen, welche die Römer für die blutigen Vergnügungen der Arena bewahrten. Man sprach sich an, indem man sich fragte, ob die Franken schon nahe wären, ob es wahr sei, daß sie sich auf dieser oder jener Höhe gezeigt, daß sie dieses oder jenes Dorf verbrannt hätten; dann kam man endlich mitten in dem Austausche dieser Gerüchte auf die Spiele eifrig zu sprechen, die beginnen sollten.

Man rühmte einen aus der Provinz Afrika herbeigeführten Löwen, der deßhalb besonders berühmt war, weil er schon zwanzig Menschen verschlungen hatte; ein Anderer setzte diesen Lobeserhebungen die eines Barbaren entgegen, der in einem und demselben Tage hintereinander sechs Bruckter bekämpft hatte, ohne besiegt zu werden; Jedermann nahm Partei entweder für den Löwen, oder für den Gladiator. Die Geister erhitzten sich während des Gespräches; es kam endlich zu Beleidigungen, und man vergaß über den elenden Streitigkeiten die ernste Gefahr, welche drohte; dann flößte ein Dazutretender der Gesellschaft ihre früheren Schrecknisse wieder ein, auf die sie bald inmitten der Zurüstungen zu dem Schauspiele und bei ihrer Ungeduld, es beginnen zu sehen, vergaßen. Diese Ungeduld war noch lebhafter und wüthender als gewöhnlich, denn dießmal handelte es sich darum, überlästige Befürchtungen durch lärmende Freuden zu ersticken und die Menge warf sich mit der doppelten Hast der Grausamkeit und der Furcht in den Strudel dieser Vergnügungen. Die Beamten der Stadt, von einer Gefahr bestürzt, von der sie noch nicht wußten, wie sie sie beschwören sollten, zögerten, das Zeichen zum Anfange der Spiele zu geben; aber als das Schreien: „die wilden Thiere! die wilden Thiere!“ mit immer größerer Heftigkeit ertönte, mußten sie sich endlich doch dazu entschließen. Man zog die wilden Thiere aus ihren unterirdischen Logen und stellte eine Anzahl dem Tode geweihter Sklaven vor sie hin. Sie waren

ohne Waffen und konnten keinen Widerstand leisten; doch gewährte es einiges Vergnügen, die ausgehungerten Thiere auf ihre Beute losstürzen, sie zerreißen und in ihrem Blute fortschleppen zu sehen. Es war dieß so viel wie ein Vorspiel des Gemetzels, welches folgen sollte, es war ein Vorgeschmack der Schlächterei der Gladiatoren, des vorzüglichsten Gegenstandes des Festes.

Hier wurde das Schauspiel wieder unterbrochen. Die in die Arena gebrachten Gladiatoren weigerten sich zum ersten Male, zu kämpfen. Der größte Theil waren Franken, die bei einer jüngst stattgehabten Expedition übermannt und gefangen genommen wurden. Das Gerücht von der Annäherung ihrer Brüder war bis zu ihnen gedrungen; sie lasen ihre Fortschritte auf den entsetzten Stirnen der im Amphitheater Angestellten; sie betrachteten mit Freude die unruhige Haltung der Magistratspersonen und selbst die fieberhafte Bewegung des Volkes. Unbeweglich stehend, schienen sie mit dem Auge die Flamme irgend eines auf den Bergen angezündeten Feuerzeichens zu suchen und auf ein fernes Geräusch zu horchen; dann legten sie sich mitten in der Arena nieder und ließen ihre wilden Blicke über die Zuschauer schweifen.

Die Menge wüthend, ihr Vergnügen sich so verzögern zu sehen, entrüstet über den ungewohnten Ungehorsam dieser Gladiatoren, welche sich Zeit ließen zum Sterben, überhäufte sie mit Drohungen und Schimpfworten. Pochen, Pfeifen und Gejohle erschollen und

von dem Hügel, auf den die Stufen des Amphitheaters gestützt waren, ließ man Steine, Sand und Koth auf sie niederregnen. Der Barbar wußte niemals die Schmach zu ertragen. Die Franken erhoben sich mit einem Sprunge, die zwei Häuflein, welche gegen einander kämpfen sollten und die sich vereinigt hatten, trennten sich nun und rüsteten sich, auf ihre Schilde schlagend, zum Kampfe; aber im Augenblicke, als sie ihn beginnen sollten, sah man sie — alle beide Theile durch eine unerwartete Bewegung hingerissen — auf einander losstürzen und jeder Gladiator die Hand seines Gegners erfassen, dann aber einige Schritte zurückweichen, um neuerdings auf einander einzustürmen. Dieses Gemenge war fürchterlich. Die Barbaren schienen von einer wilden Freude und einer verzweifelten Wuth erfaßt zu sein; sie schienen zu sagen: „Laßt uns kämpfen und sterben; dieses Mal werden wir gerächt werden.“ Niemals hatten sich Gladiatoren wüthender bekämpft. Das Volk war außer sich vor Entzücken. Seine blutgierige Trunkenheit wurde durch die kriegerische Trunkenheit der Kämpfenden verdoppelt; sie und das Volk waren wie von einem blutigen Schwindel erfaßt und gewahrten nicht, daß die Nacht hereinbrach. Plötzlich wurde ein schrecklicher Lärmen gehört und man sah in dem Dämmerlichte einen Haufen Franken auf den Höhen erscheinen, welche das Amphitheater beherrschten. Die mit der Aufsicht über die Spiele Betrauten entflohen, das ganze Volk erhob sich, bleich und stumm vor Schrecken, auf den Stufen.

Die Franken in der Arena unterbrachen ihren Kampf und antworteten den Schreien, welche ihre Brüder auf den Bergen ausstießen, mit Rufen; sie warfen sich über die Schranken, die man nicht mehr bewachte, drängten sich auf das Podium — den für die Magistratspersonen bestimmten Ehrenplatz — und begannen diese zu erwürgen. In diesem Augenblicke erhellte sich der Himmel, den die ersten Schatten der Nacht umdüsterten, mit unheilkündendem Lichte; es war der Widerschein, den das angezündete Trier warf. Bei diesem Anblicke wollte das durch die Verzweiflung aus der Erstarrung gerissene Volk entfliehen, aber die Franken hatten das Amphitheater in Brand gesteckt und umlagerten es. Nun vermischten sich die klagenden Seufzer der Bürger, das Kriegsgeschrei der Barbaren und das Geheule der wilden Thiere, welche in ihren unterirdischen Löchern verbrannten oder durch das Feuer sprangen. Nach Verlauf einiger Zeit hatte alles dieses Geräusch aufgehört. Die Franken stürzten nach der Stadt, um sie zu plündern, und man hörte in dem Amphitheater nichts mehr als das Krachen der Säulen, die sich spalteten, oder das Knistern der Flamme, welche die unter den Ruinen zerschmetterten Leichname verkalkte.

In der Kathedralkirche von Trier ereignete sich eine von dieser ganz verschiedene Scene. Einige wahre Christen hatten sich daselbst mit ihren Frauen und ihren Kindern versammelt, um zum letzten Male den Gottesdienst zu feiern. Die Stimmen dieser Christen

und der Gesang der Priester erhoben sich abwechselnd mit der gewöhnlichen Ruhe gegen Himmel. Man hätte das Vorhandensein der Gefahr höchstens nur an dem gesammelteren Ausdrucke, an dem noch glühenderen Eifer des Gebetes erkennen können. Für Augenblicke blitzten die Flammen der Feuersbrunst durch die Fensterscheiben der Basilika und ein düsteres Tageslicht fiel von oben auf die gebeugten Stirnen der Gläubigen; man hörte ein entsetzliches Geschrei, welches sie nicht zittern machte; nur drängten sie sich noch enger an ihren Bischof. Maximus stand am Fuße seiner bischöflichen Kanzel aufrecht, von der er herabgestiegen war, um seinen Kindern in der Gefahr näher zu sein. In einiger Entfernung befand sich Priscilla, von frommen Frauen und zitternden Jungfrauen umgeben; sie erhob bald die Augen mit Inbrunst gegen Himmel, bald wandte sie sich gegen den Bischof mit einer Zärtlichkeit voll Ehrfurcht, aber auch von einer fürchterlichen Unruhe bewegt. Die Mütter näherten ihre Kinder den Füßen des Maximus und Eine von ihnen hatte das ihre unter sein bischöfliches Gewand verborgen, so sehr schien der Bischof, der im gewöhnlichen Leben der Vater und Richter der christlichen Gemeinde war, in dem allgemeinen Unglücke noch ihr letzter Beschützer und ihre letzte Zuflucht zu sein.

Maximus wurde von einem tiefen Schmerze erfaßt, als er rings um sich dieses dem Tode oder der Knechtschaft anheimgefallene zahlreiche Volk und unter

diesem Volke Jene sah, die er seine Gattin genannt hatte und die er nun seine vielgeliebte Schwester vor Gott nannte. Er sammelte die ganze Thatkraft seines Charakters, um seine Brüder in diesem traurigen Augenblicke aufrecht zu erhalten. Die Religion allein konnte einigen Trost in einer so äußerst traurigen Lage gewähren. Maximus erhob die Augen und die Hände gegen den Himmel, um von demselben auf sich die Kräfte herabfließen zu lassen, die er nothwendig hatte; dann wandte er sich mit einer traurigen, aber durch das Gottvertrauen festen Stimme an die Gläubigen und sagte diese einfachen Worte zu ihnen:

— „Vielgeliebte Brüder! Die Zeit der Prüfungen ist gekommen; es hat Gott, dem Allgütigen, gefallen, uns durch großes Elend heimzusuchen, das indessen weit geringer ist, als unsere Sünden und seine Liebe. Wir dürfen nun nicht gegen das Leid murren, das es dem Herrn gefällt, uns zuzufügen, damit unsere Seelen nicht die Frucht unserer Züchtigung verlieren, und damit sie uns nicht vergebens gesandt worden sei. Erinnern wir uns der Standhaftigkeit der heiligen Märtyrer des Glaubens und lasset uns gleich ihnen den Tod mit Festigkeit zu erwarten wissen. Wenn es Gott für angemessen erachtet, uns von dieser Welt zu nehmen, sollten wir gegen seinen Willen auf derselben bleiben wollen? Weigert sich das Kind, das sein Vater zu sich beruft, seiner Stimme zu gehorchen? Und übrigens," fügte Maximus mit einem schwermüthigen Ausdrucke hinzu, „ist es denn

so süß, in diesen bejammernswerthen Zeiten zu leben? Ist es in diesen, dem Ende nahen Zeiten, wo sich Alles auflöst und zerrüttet, wo das Kaiserreich von Barbaren verheert, wo die Kirche durch die Häresien zerrissen wird, nicht besser, sich am Fuße der Altarstufen niederzulegen, um sich mit den Heiligen zu erheben? Glücklich, meine Brüder, Jene, welche, nachdem sie sich sehr geliebt haben, zusammen im Herrn sterben!" Und der Bischof konnte nicht umhin, einen Blick nach der Seite Priscilla's zu werfen, welche in einer himmlischen Entzückung diese letzten Worte des Maximus hörte. „Aber ach! wir können durch den Tod oder durch die Sklaverei getrennt werden; wenn uns dieses Loos vorbehalten ist, so möge uns Gott die Gnade angedeihen lassen, die grausame Bitterkeit desselben zu ertragen!" Hier wurde die Stimme des Maximus sichtlich schwächer; er fuhr mit einer großen Anstrengung fort: „Meine Brüder! Wir wollen nun zum letzten Male zusammen das heilige Abendmahl nehmen und uns den Friedenskuß geben, welcher der Abschiedskuß sein wird; aber früher müssen wir für die unglücklichen Ungläubigen beten, welche in ihrer Unwissenheit mehr und mehr die Geißel des göttlichen Zornes auf sich ziehen. Saget mir das Gebet nach, welches ich an Gott richten werde, und sprechet es aus der Tiefe und der Wahrheit Eures Herzens: Mein Gott! habe Erbarmen mit unseren Feinden und errette Jene, welche nach unserem Blute verlangen!"

Diese Worte einer erhabenen Christenliebe wurden von dieser ganzen, zum Sterben bereiten Versammlung wiederholt und stiegen zu den Wölbungen der Kirche wie ein friedlicher Weihrauch empor; dann näherten sich alle Anwesenden mit Salbung, um das Abendmahl zu nehmen, und Jeder umarmte den heiligen Bischof, nachdem er es empfangen hatte. Die düstere Feierlichkeit der Umstände ließ Maximus ein wenig von seiner gewohnten Strenge vergessen, und als Priscilla, demüthig und erröthend, vor ihn trat, drückte er im Angesichte der Gläubigen seine keuschen Lippen auf die Stirne seiner Gefährtin.

In diesem Augenblicke traten einige eifrige Neophyten mit stürmischer Eile durch eine geheime Thüre in die Kirche.

— „Mein Vater!" riefen sie, zu den Füßen des Maximus niederstürzend, „die Barbaren werden kommen; Du kannst ihnen noch entgehen. Folge uns durch die Umwege des unterirdischen Ganges, der bis zu der Mosel führt; eine kleine Barke erwartet Dich und unter dem Schutze der Nacht —"

— „Meine Kinder," sagte Maximus lächelnd, „wollt Ihr Eueren Bischof auf diese Weise in Versuchung führen? Habt Ihr im Evangelium nicht gelesen, daß nur der feile und nicht der gute Hirt es ist, welcher seine Heerde in der Stunde der Gefahr verläßt? Aber das Anerbieten Eures christlich liebenden Eifers soll nicht vergeblich sein, ich vertraue Euch meine heilige Schwester Priscilla, führt sie in ein

Kloster im Mittag Galliens; sie mag dort für unsere Seelen beten, wenn dieselben heute vor Gott erscheinen müßten!"

Maximus hatte diese Worte noch nicht vollends ausgesprochen, als Priscilla sich ihm zu Füßen warf und, diese mit ihren Thränen badend, ihn beschwor, sie nicht in diesem Augenblicke von sich zu stoßen.

— „Ehrwürdiger Bruder," sagte sie zu ihm, „Du bist auch mein Vater, mein Hirte; Deine unterwürfige Tochter, Dein Schäflein kann Dir nicht ungehorsam sein und Dir nicht widerstreben; aber erlaube mir, hier mit meinen Schwestern und mit Dir zu sterben. Gott befiehlt uns diese Trennung nicht, sei barmherzig wie Er. O, Gnade, Maximus, erbarme Dich Priscilla's!" Es lag ein leidenschaftlicher Ausdruck in diesen Worten, durch welche ein in Thränen zerfließendes Weib bat, daß man ihr erlaube, zu sterben, und Maximus zögerte, sie durch eine Verweigerung zu betrüben.

In diesem Augenblicke trat ein ganz mit Blut bedeckter, junger Levite in die Kirche; er war eine Waise, der seine Eltern fünfzehn Jahre früher bei der Einnahme von Köln verloren hatte, und der von Maximus und Priscilla angenommen worden war. Maximus setzte die größten Hoffnungen auf diesen jungen Mann, der sich schon durch die Gluth seiner Frömmigkeit und den Schwung seiner Beredtsamkeit bemerkbar machte. Er hatte die Horden der Barbaren durchschritten und kam nun, leicht verwundet, um sich

seinen Adoptiveltern beizugesellen und mit ihnen zu sterben. Als ihn Priscilla erscheinen sah, rief sie wie durch eine plötzliche Eingebung:

— „Diesen muß man retten, denn dieser wird eines Tages eine der Palmen der Kirche sein! Seine Zunge wird eine der Feuerzungen sein, die der heilige Geist entzündet, um die Herzen zu erleuchten und zu durchglühen! Mein Vater, laß mich mit Dir sterben, und erhalte Salvian!"

— „Wohlan!" sagte Maximus, von der flehentlichen Bitte und dem prophetischen Ausdrucke Priscilla's besiegt, „so geschehe es denn nach dem großmüthigen Wunsche meiner heiligen Schwester! So möge denn die junge Hoffnung der christlichen Beredtsamkeit leben, um die Kirche durch sein Wort zu erbauen und zu zieren, und wir alte und unnütze Diener Gottes mögen durch den Ruhm und die Glückseligkeit des Märtyrerthums vereint sein!"

Salvian wollte sich seinerseits nicht von seinen Eltern entfernen; aber dießmal erhob Maximus die Stimme mit einer gebieterischen Gewalt und der junge Levite wagte es nicht, dieser mächtigen Stimme sich zu widersetzen. Nachdem er schluchzend den bischöflichen Segen des Maximus und den mütterlichen Segen Priscilla's erhalten hatte, schickte er sich an, sich durch die geheime Thüre zu entfernen. Plötzlich hielt er inne, bevor er die Schwelle überschritt, und wie von dem Geiste Gottes erfaßt, rief er mit einer donnernden Stimme aus:

— „Wohlan, ja, ich gehe, weil mein ehrwürdiger Vater es so befiehlt; ich, dessen Wiege mit Blut getränkt wurde, ich, der ich erst noch heute in meinem Fleische das Eisen der Barbaren gefühlt habe, ich werde leben, wenn es der Herr so will, um mit meinem Worte die gefallenen Christen zu geißeln, deren Sünden dieses Blut haben fließen lassen und diese Barbaren erweckten. Ich werde die Verderbtheiten der Kirche aufdecken, ich werde die Lasterhaftigkeiten der römischen Gesellschaft enthüllen und man wird begreifen, warum Gott die Welt den wilden Horden des Nordens überliefert! O mein Gott! wenn ihre Wuth Deine Tempel umstürzt und Deine Heiligen opfert, kann man sich nicht Deine Wege erklären und die falschen Weisen, die von den Ueberlieferungen der heidnischen Philosophie genährt sind, sagen uns: Wo ist denn die Vorsehung eueres Gottes? Diese Vorsehung, o Unsinnige! sie füllt den Himmel und die Erde aus; sie regiert die anscheinende Unordnung der Welt, wie sie die Gewitter regelt; sie strahlt im Ueblen wie im Guten; sie glänzt im Blitze wie in der Sonne; sie ist es, die die Barbaren herbeigezogen hat, um uns zu strafen; sie ist es, die ihnen Muth und Kraft und euch Feigheit und Ohnmacht einflößte. Es gefällt ihr, sich mit Geheimniß und Schatten zu umgeben; aber ich entdecke und begrüße sie in der Nacht, die sie einhüllt, so wie der Seemann am Horizont jene rettenden Feuer entdeckt und begrüßt, die nur in der Dunkelheit angezündet werden.“

Als Salvian diesen großen Gedanken der Vorsehung zu verkünden vollendete, die er so beredt in seinen Schriften feiern sollte, und während man ihn gegen die geheime Thüre des Heiligthums zog, überflutheten die Franken die Kirche, gegen welche sich ihre anfänglich durch zahlreiche Gegenstände zerstreute Habgierde endlich gewendet hatte. An ihrer Spitze schritt ein junger Barbar mit einem freimüthigen, aber wilden Auge einher, mit langen, blonden und bis zum Gürtel herabwallenden Haaren. Gundiok war der Häuptling einer Bande Franken, die einen abgelegenen Theil des Herzynischen Waldes bewohnte und weniger als die weiter vorgerückten Stämme in Berührung mit den Römern kam. Gundiok war der reine Barbar, ohne irgend einen Schimmer der Civilisation, d. h. ein Wesen, das gleichzeitig etwas vom Menschen und vom wilden Thiere an sich hatte. Inmitten der Kirche angelangt, befand er sich Maximus gegenüber. Dieser stand mitten unter den niedergeknieten Christen, die Arme über ihr Haupt ausgestreckt, um sie zu segnen und zu schützen; er betrachtete den jungen Häuptling mit einer unerschütterlichen Kühnheit und einem fast liebevollen Mitleiden. Dieser Ausdruck auf dem edlen Antlitze des Bischofs setzte Gundiok in Erstaunen; er hielt einen Augenblick an, wie um ihn zu verstehen zu suchen; aber dieser Eindruck war überaus rasch und flüchtig und durchflog nur die Seele des Barbaren. Seine natürliche Wildheit gewann rasch die Oberhand, und indem er ein wildes Lachen ausstieß, erhob er

sein Schwert gegen den Bischof. Auf dieses Zeichen begann die Metzelei. Als Maximus sah, daß die Christen, die ihn umgaben, einem unvermeidlichen Tode preisgegeben waren, neigte er sich über sie, und indem der würdige Hirte mit Kraft alle Jene umfaßte, die er an sein Herz ziehen konnte, starb er, sie umarmend, mit Freude.

Als Priscilla das Eisen gegen ihren Gatten erhoben gesehen hatte, war sie auf ihn losgestürzt; tödtlich verwundet sank sie ihm zu Füßen, während er noch athmete; Maximus zeigte ihr, eine verstümmelte Hand erhebend, den Himmel und verschied. Nun glitt Priscilla schüchtern an seine Seite; sie wagte es, ihr Haupt auf die Brust ihres Gatten zu legen und starb, Gott segnend, der ihn ihr im Leben genommen hatte, um ihn ihr im Tode und in der Ewigkeit wieder zurückzugeben.

Nachdem die Franken Gundiok's die Kirche von Trier geplündert hatten, wandten sie sich, von dem häßlichen Bleda geführt, nach der Wohnung der Secundinus. Alles war daselbst in der größten Verwirrung; die fränkischen Sklaven hatten sich ihren Brüdern beigesellt, die Anderen waren entflohen, denn die Barbaren nahmen die Sklaven wie die anderen Theile des Hausrathes. Warum hätte Macer zu entfliehen gesucht? Er konnte seine großen Grundbesitzungen, den Einfluß, den sie ihm verschafften, die Aussichten, die sie seinem Ehrgeize für seinen Sohn eröffneten, nicht mit sich fortnehmen. Wenn sich jede

Zukunft vor ihm verschloß, so war es ihm gleichgiltig, neben seinem Herde durch die Barbaren, in seinem atrium sitzend, ermordet zu werden; er erwartete sie mit einer gleichgiltigen Miene, indem er sich in seinem Inneren mit den römischen Senatoren verglich, die auf ihren kurulischen Stühlen die Herren des Kapitols gewordenen Gallier erwarteten.

Was Capito anbelangt, dessen literarische Unterhaltungen durch das Anlangen der Franken plötzlich unterbrochen worden waren, so schien er Nichts von dem, was um ihn herum vorging, zu verstehen. Er war wie ein aus dem Schlafe aufgeschreckter Mann, dessen erste Worte noch einen unterbrochenen Traum fortsetzen. Bald las er Phrasen aus der Rede des Glabrio und aus seiner eigenen Lobrede; bald wieder, wenn er durch irgend einen Umstand zu dem Gefühle des hereingebrochenen Unglückes zurückgeführt wurde, machte er classische Anspielungen darauf, indem er Verse aus dem zweiten Buche der Aeneide über die Einnahme von Troja anführte. Der Schrecken hatte seine Gedanken verwirrt, aber er hatte ihm keine neuen einflößen können. Lucius war nachläßig auf einige Kissen zu den Füßen seines Vaters gelagert und hielt ein prächtig verziertes Beil in seinen Händen; er erwartete den Augenblick, seinen Vater zu vertheidigen, und die schreckliche Lage, in der er sich befand, hinderte ihn höchstens am Lächeln, als er die mythologischen Ausrufungen und die unzusammenhängenden Anführungen Capito's hörte.

Gundiok stürzte sich, gefolgt von seinen Franken, in das atrium und warf sich auf Macer, der unbeweglich blieb. In einem Augenblicke war Lucius aufgesprungen und fing mit seinem Beile den seinem Vater bestimmten Hieb auf. Die glänzende Waffe zerbrach in seiner Hand unter dem fürchterlichen Hiebe des barbarischen Schwertes. Gundiok lächelte, sah Lucius fest an und wurde durch die ruhige und sorglose Unerschütterlichkeit des jungen Römers betroffen, der es gewagt hatte, seiner Stärke eine so schwache Vertheidigung entgegen zu setzen. Dieser Muth gefiel ihm und es überkam ihn die Laune, Lucius und seine Familie zu schonen. Ein Zeichen des Schutzes benachrichtigte die Franken; einige bemächtigten sich der Secundinus, und während ihre Gefährten sich in der Wohnung zerstreuten, um sie zu plündern, führten sie die Gefangenen mit sich hinweg; Sklaven, welche man in einem Winkel des Hauses verborgen aufgefunden hatte, wurden mit ihrem Gebieter fortgeschleppt. Bleda ging inmitten der Franken, die er geführt hatte. Hilda, die durch ein Wunder der Christenschlächterei in der Kirche von Trier entgangen war, gesellte sich freiwillig der kleinen Truppe bei, die unter der Führung der Barbaren raschen Schrittes und schweigsam sich den Bergen näherte.

VI.

Nach einigen Tagen eines beschwerlichen Marsches gelangten die Franken an die Grenzen des Herzynischen Waldes. Die Spuren des Barbarenlebens gaben dieser Gegend im Vereine mit einigen Trümmern und Bruchstücken der Bildung, ein seltsames Aussehen. Hier sah man noch nicht urbar gemachte Theile des Waldes voll hundertjähriger Eichen und riesenhafter Fichten; dort freie Räume, in welchen man das Feuer angewendet hatte, um die Stämme niederzubrennen, und wo Spuren von Urbarmachung und die Reste einer einen Augenblick versuchten und bald durch die barbarische Unbeständigkeit verlassenen Cultur sich vorfanden. Im Mittelpunkte umschloß eine weite verpallisadirte Einfriedung die Heerden des Stammes und die mannigfachen Früchte der Plünderung. Hie und da in den Lichtungen, am Rande der Moräste, erhoben sich bewegliche Hütten mit Zweigen oder Schilfrohr bedeckt, in denen sich einige Werkzeuge einer unvollkommenen Industrie befanden, und während die Wagen noch Jenen zur Wohnung dienten, die am getreuesten die Einfachheit der Ahnen bewahrten, beurkundeten roh aufgeführte Bauten bei einigen Anderen den Wunsch, die festen Wohnsitze der Römer nachzuahmen.

Die in dieser Gegend wohnhaften Franken hatten im Dienste des Kaiserreiches Krieg geführt. Die un-

kluge Anmaßung und der schlecht verstandene Geiz der römischen Verwaltung hatte sie in die Wälder zurückgejagt und sie bewahrten, im Schooße ihrer gegenwärtigen Lebensweise, einige Gewohnheiten ihrer früheren Stellung. Sie schienen etliche militärische Gebräuche des Kaiserreiches nachzuahmen; fast alle besaßen unter ihren Waffen, außer dem Schwerte und dem deutschen Spieße, auch noch die Picke oder das Beil des römischen Legionärs. Die lateinischen Ausdrücke des Commando's waren ihnen geblieben, obwohl, es ist wahr, durch die Härte ihrer Aussprache sehr verstümmelt. Endlich hatten sie die Laster der Römer auf ihre eigenen Laster gepfropft. Nichts ist schlimmer als ein halb civilisirter Barbar.

Besonders bei ihrem Häuptlinge Viriomar waren diese Bestrebungen hervorstechend und oft lächerlich. Ueber seiner fränkischen Tunika schmückte ihn ein durch die Zeit abgenütztes römisches Schwertgehänge; er trug den Helm eines Centurio, dessen oberster Theil abgehauen war, und an Festtagen band er sich Sandalen an, welche ein wenig die natürliche Leichtigkeit seines Ganges beeinträchtigten. Er sprach von den Römern stets nur mit Verachtung und Zorn; aber er liebte es dennoch sehr, von ihnen zu sprechen, zu erzählen, daß er von dem Kaiser Valens die Revue besichtigt worden sei und daß er vor dem Zelte des Kaisers Gratian die Wache bezogen habe. Uebrigens war er unmäßig wie ein Barbar und lüstern wie ein Römer; er verband die thierischen Triebe der wil-

den Stämme mit den verfeinerten Ausschweifungen der verderbten Geschlechter.

Die Gefangenen wurden für den Augenblick den Franken Viriomar's anvertraut. Der Haufe Gundiok's war, gleich nach Beendigung des Raubanfalles, zu einer großen Jagd fortgezogen, die mehrere Wochen dauern sollte. Die ersten Tage wurden von Viriomar und den Seinigen dazu angewendet, die kostbaren, während der Plünderung von Trier entwendeten Gegenstände zu theilen und in lange währenden Gelagen einige der Tonnen Moselweins zu leeren, welche von dieser Plünderung herrührten. Während dieser Zeit kümmerte man sich wenig um die Gefangenen. Man hatte sie in die große allgemeine Einfriedung mit den gestohlenen Thieren eingeschlossen, bis ihr Schicksal ausgesprochen und entschieden würde, welche Arbeiten sie verrichten und welche Gebieter sie erhalten sollten.

Macer war immer düster und schweigsam; Capito begann sich in seine neue Lage zu gewöhnen, er verglich sich mit dem zu den Göttern verbannten Ovid und wollte gleich ihm die Sprache der Barbaren lernen, um in dieser Sprache Verse zu dichten, die nicht verfehlen sollten, sie zu entzücken. Lucius fand ein geheimes Vergnügen in der Seltsamkeit dieses Abenteuers, in der Neuheit der Gegenstände, die ihn umgaben und in der Art des Daseins, welches sich vor ihm eröffnete. Gegen Alles gleichgiltig, bedauerte er Nichts; von Allem angeekelt, verlieh eine so außerordentliche Lage seiner Seele einige Thatkraft. Er

fand wieder für seine Bestimmung, die er seit Langem aufgegeben hatte, wenigstens ein Interesse der Neugierde. Auf den Trümmern reicher Stoffe oder kostbarer Tapeten gelagert, den Bruchstücken jener Beute, von der er selbst einen Theil ausmachte, liebte er es, die Augen zu schließen und vor seinem Gedächtnisse die so verschiedenen Scenen vorbeiziehen zu sehen, die er erlebt hatte; er sah sich nacheinander wieder in den Schulen Athens, in den lärmenden Straßen Alexandriens, das Meer durchkreuzend, in Gallien, in Massilia landend, endlich mit den Seinigen sanft auf den Fluthen der durch den Mond erleuchteten Mosel dahingleiten, dann in die Behausung seiner Väter, mitten unter ein Volk von Sklaven tretend. Da erschien ihm das unschuldsvolle Antlitz Hilda's, verklärt durch die himmlische Freude des Märtyrerthums. Er hielt inne, um das junge Mädchen zu betrachten, so wie er sie plötzlich unter den Bäumen des Waldes gewahrt hatte, während er eine plötzliche Enthüllung erflehte, um seine verwirrte Seele zu erleuchten. Er glaubte, noch die Worte voll Glauben, Sanftmuth und einer gewissen Zärtlichkeit zu hören, welche die Christin zu ihm gesprochen hatte. Er hatte mit einem Gefühle der Bewunderung und Freude bemerkt, daß sie erschienen war, um die Gefangenschaft ihrer Gebieter freiwillig zu theilen. Von der Welt getrennt, in die Wälder Germaniens begraben, hatte seine Einbildungskraft keinen anderen Gegenstand als Hilda, und bald füllte Hilda sie ganz aus.

Was das junge Mädchen betrifft, so war sie weit entfernt, seit ein gleiches Geschick zwischen ihr und ihren ehemaligen Gebietern die Gleichheit der Sklaverei hergestellt hatte, in ihre Beziehungen zu ihnen mehr Vertraulichkeit als sonst zu legen; sie zeigte sich im Gegentheile als eine noch unterwürfigere Sklavin denn jemals. Die Niedrigkeit ihrer Lage verschlug ihrem angebornen Stolze Nichts mehr, seit sie freiwillig dieselbe gewählt hatte, indem sie es für ihre Pflicht erachtete, im Unglücke Denen treu zu bleiben, welchen sie Gott gegeben hatte. Vielleicht machte die Neigung, die sie für den jungen Römer empfand und in welcher sie Nichts als einen lebhaften Wunsch seiner Bekehrung sah, der Christin die Aufgabe leichter, welche ihr das Gewissen auferlegte, denn ohne diesen frommen Beweggrund, dem sich wider ihren Willen eine Regung menschlicher Zärtlichkeit beimengte, hätte Hilda hart gegen die Gefühle anzukämpfen gehabt, welche der Anblick der wilden Natur und des heimathlichen Waldes in ihr entstehen ließ, oder vielmehr wieder erweckte. Als sie den Fuß unter die Schatten der Herzynischen Einöden setzte, als sie sich von Männern ihres Stammes umgeben sah, als sie die Sprache hörte, welche die Sprache ihrer Kinderjahre gewesen war, hatte die junge Fränkin ein plötzliche Erschütterung und eine heftige Bewegung empfunden; die barbarische Fiber hatte in ihrem Busen gezittert; sie war für Augenblicke von einem unwiderstehlichen Wunsche erfaßt worden, zu entweichen,

zu fliehen, auf dem Moose wie eine leichte Hirschkuh dahinzuhüpfen, an der Quelle zu trinken, wo sie als Kind mit ihren Schwestern und ihren Brüdern trank, sich an die Aeste der alten Eiche zu hängen, die die väterliche Hütte beschattet hatte; dann dachte sie, daß diese Hütte mit ihren Schwestern und ihrer Mutter verbrannt worden sei, daß ihre Brüder sich auf dem Amphitheater von Trier hingeschlachtet hatten, und die Wuth des Blutes entzündete sich in ihren Adern. Weder Priscilla noch Maximus waren mehr da, um diese stürmischen Bewegungen zu besänftigen; aber die sanfte Gestalt des Lucius stellte sich nun zwischen Hilda und die Römer, die sie verfluchen und vielleicht verlassen wollte; Hilda vergab ihnen und floh nicht.

Dieses Wiedererwachen der Liebe zur Familie und zum Vaterlande, welche im Vereine mit der Gluth ihres Glaubens wirkte, der immer darnach strebte, sich mitzutheilen und zu verbreiten, brachte noch eine andere Wirkung auf die Seele Hilda's hervor; sie flößte ihr einen drückenden Wunsch ein, ihre Brüder das Wort Gottes vernehmen zu lassen. Gundiok's Bande war eine Abtheilung ihres eigenen Stammes; sie hatte sogar den jungen Anführer wieder erkannt, der einer ihrer Verwandten war und mit dem sie in ihrer Kindheit unter den alten Bäumen des Waldes gespielt hatte; er war es insbesondere, den sie zu retten wünschte. Es bereitete ihr eine große Freude, ihr eigenes Blut der Herrschaft des Teufels entreißen zu können. Obwohl ihr Gundiok in der

Kirche von Trier inmitten der ermordeten Christen erschienen war, verzweifelte sie dennoch nicht, daß es ihr gelingen würde, ihn zu rühren; sie hatte ein grenzenloses Vertrauen in die allmächtige Gnade Gottes; sie erinnerte sich, daß Maximus und seine Gläubigen für das Heil ihrer Feinde gebetet hatten, und es schien ihr, daß das Flehen einer so bewunderungswürdigen Nächstenliebe erhört werden müsse. Sie hatte in die entarteten Franken Viriomar's nicht dasselbe Vertrauen, und trotz der größeren Wildheit Gundiok's und der Seinigen bedauerte sie fast ihre Abwesenheit; aber es sollte nicht lange dauern, so befanden sich die Gefangenen wieder in der Gewalt derselben.

Hören wir nun, was während der Dauer dieser Abwesenheit vorging. Viriomar war trotz des Hochmuthes, den er gegen seine Gefangenen an den Tag zu legen beliebte, nicht gegen die Eitelkeit unempfänglich, ihnen zu zeigen, daß er die lateinische Sprache spreche, daß er die Sitten und Gebräuche der Römer kenne. Er ließ sie vor sich führen, um sich das Vergnügen zu verschaffen, in ihrer Gegenwart Reden zu halten und sie durch Alles das in Erstaunen zu setzen, was er von dem Zustande wußte oder zu wissen glaubte, in dem sich die Heere, die Festungen, und selbst die etwas alten Ränke befanden, an denen er unter Gratian unbedeutenden Antheil genommen hatte. Lucius und Capito liehen aus verschiedenen Ursachen diesen Reden nur ein zerstreutes und gleichgiltiges Ohr. Macer hörte sie zuerst mit einer schweigenden Ver-

achtung an, bald aber glaubte er in dieser Schwäche Viriomar's einen Hoffnungsstrahl zu entdecken, aus dem er Nutzen ziehen konnte; er faßte die geheime Hoffnung, den Barbaren dadurch beherrschen zu können, daß er seinen Anmaßungen schmeichelte; er hoffte, so seinen gleichzeitig rohen und eitlen Geist sich zu unterwerfen und so hinter ihm verborgen, eine Rolle zu spielen, jene Rolle, welche später im Großen mehrere Römer bei verschiedenen Häuptlingen spielten, Leontius unter Eurikus, und unter Theodorich Boëtius und Cassiodorus.

Als sich einmal diese neue Aussicht seinem unheilbaren Ehrgeize geöffnet hatte, ging Macer mit der ganzen Gluth seiner Seele und der vollen Geschmeidigkeit seines Charakters diesem Ziele entgegen. In kurzer Zeit hatten gewandte Schmeicheleien und eine kluge Kunst, sich vor seinem Gebieter Geltung zu verschaffen, ohne dessen Stolz zu beleidigen, dem Römer einen gewissen Einfluß über Viriomar verschafft. Sein Plan war, diesen Häuptling dahin zu leiten, sich die Herrschaft über die benachbarten Stämme zuzueignen und unter denselben so viel als möglich die römische Zucht und Organisation einzuführen. Durch dieses Mittel würde Viriomar die Grundfesten einer Macht legen, welche furchtbar werden könnte und er würde im Stande sein, eine beträchtliche Stellung an der Grenze einzunehmen. Macer schreckte nicht vor dem Gedanken an auf Kosten des Kaiserreiches gemachte Eroberungen zurück, er träumte im Gegentheile schon

von einem fränkischen Königreiche, welches einen Theil Galliens umfassen, und das er durch Vermittlung des Häuptlings regieren sollte, dessen Minister er sein würde. Dieser Plan war nicht ganz sinnlos; in nicht ganz einem Jahrhunderte sollte ihn Clodwig verwirklichen und sogar noch mehr thun; nur hatte die Stunde noch nicht geschlagen und der Mann dazu war noch nicht erschienen. Alles, was in der Welt geschieht, ist durch den Gedanken anticipirt; es gibt kein Ereigniß, welches unbekannte Menschen nicht geahnt hätten und dem unbekannt gebliebenen Versuche nicht vorangeeilt wären.

Viriomar stellte bald, indem er den Weisungen seines neuen Rathgebers folgen wollte, Jene unzufrieden, die ihn umgaben. Er suchte an dem wilden Hofe, den um den deutschen Häuptling seine Genossen bildeten, die später seine Vasallen und Getreuen werden sollten, eine rohe Nachahmung der kaiserlichen Etiquette einzubürgern. Ein Baumstrunk, der mit den Fetzen der bei der Plünderung von Trier erbeuteten Stoffe bedeckt wurde, diente dieser barbarischen Majestät als Thron. Nur zu gewissen Stunden erlaubte sie, die Thierhäute zu erheben, welche statt Purpurvorhängen ihr Zelt verschlossen; sie suchte jene Bevorzugten aus, welchen sie zu ihren Festgelagen oder Spielen den Zutritt gestattete. Endlich begann Viriomar von einem bestimmten Tribute, anstatt der freiwilligen Geschenke zu sprechen, die er von den Kriegern empfing, um, wie er sagte, eine Expedition

unternehmen zu können, deren Erfolge wichtiger und dauerhafter sein würden, als alle bisher versuchten vorübergehenden Einfälle. Einige jener zur Knechtschaft geschaffenen Seelen, wie sie deren überall findet, wo sie sich zeigt, schenkten den Plänen Viriomar's und Macer's williges Gehör, aber der größte Theil widerstand ihnen hartnäckig; Jene faßten eine tiefe Abneigung gegen den Römer, den sie als den Anstifter der verhaßten Maßregeln betrachteten. Da sie nicht sicher waren, den Sieg über ihn davonzutragen, beschlossen sie, die Rückkehr Gundiok's und seiner Franken abzuwarten, hinlänglich versichert, in dieser von jeder Berührung mit der römischen Civilisation so entfernten Bande den Abschen zu finden, den sie selbst für Alles empfanden, was ihr glich.

Bleda war, nachdem er die Franken geführt hatte, ihnen gefolgt, um Nichts von dem Schauspiele des Elendes seines ehemaligen Gebieters zu verlieren, und um keine Gelegenheit vorübergehen zu lassen, dieses Elend wo möglich noch zu vergrößern; Bleda hatte auch durch seine Reden beigetragen, die Horde Viriomar's zu erbittern, und als er erfuhr, daß jene Gundiok's nahe, eilte er ihr entgegen. Es wurde ihm leicht, den Zorn dieses Anführers und seiner vorzüglichsten Krieger zu entzünden, indem er ihnen in Macer einen verschlagenen Gallo-Römer schilderte, der, obwohl ihr Sklave, sie knechtbar zu machen suchte. Gundiok nahte schrecklich an der Spitze seiner wenig zahlreichen, aber fürchterlichen Truppe, welche die

Unzufriedenen aus der Truppe Viriomar's noch verstärkten; diese Alle zusammen stellten die Barbarei in ihrer Unverfälschtheit vor; Jene, welche bei Viriomar geblieben waren, die Barbarei, die sich linkisch in der Civilisation versucht. Die Ersteren mußten den Sieg davontragen; in der That schüchterten sie durch ihre Entschlossenheit ihre unschlüssigen Gegner ein; sie forderten ihre Gefangenen und ihre Beute zurück. Viriomar wollte sich, um ihnen Ehrfurcht einzuflößen, vor ihren Augen mit seiner jüngst eingelernten Würde umgeben; sie lachten über seine ungeschickten Anstrengungen. Er wollte sie durch die Hilfsmittel einer kindischen Diplomatie unterhalten und täuschen; aber bald stieß Gundiok, von diesen Verzögerungen gelangweilt, einen wilden Schrei aus und spaltete mit einem Hiebe seines Beiles die Thüre der Einfriedung, in welche die Gefangenen gesperrt waren und sich in dieselbe stürzend, hieb er auf sie und die Beute ein. In einem Augenblick waren sie getrennt. Gundiok schleppte Lucius heraus, Capito wurde das Spielzeug einiger Unzufriedenen, die ihn sehr mit Unrecht im Verdachte hatten, auch Einfluß auf Viriomar geübt zu haben. Was Macer anbelangt, den hauptsächlichen Gegenstand des allgemeinen Hasses, so gab man ihn Bleda preis, welcher diese Belohnung für seinen Eifer verlangte und mit einem schrecklichen Lächeln versprach, daß man es nicht bereuen würde, ihm den Römer zu martern überlassen zu haben.

— „Gebieter, Du bist geschickt," sagte er zu

ihm in einem höhnischen Tone, „Du kennst die Buchstaben; weißt Du, was man auf meine Stirne geschrieben hat? Sieh einmal her, lies, es heißt — — Rache!“

Lucius hörte diese Worte glücklicher Weise nicht; er sah nicht, wer sich seines Vaters bemächtigt hatte. Im Augenblick, als Gundiok ihn selbst fortschleppte, warfen sich Vater und Sohn einen düsteren und raschen Blick zu; Jeder schien dem Anderen zu sagen, daß sie sich nicht wieder sehen würden und daß ihnen Nichts übrig bleibe, als zu sterben.

Lucius wurde in eine bedeutend entlegenere Gegend des Waldes geführt; hier fand sich keine Spur der Cultur und fast kein Anzeichen einer menschlichen Wohnung mehr. Ausgedehnte Weideplätze inmitten ungeheuerer Wälder, kleine Schäferhütten, große Heerden von Kühen, Schafen, Schweinen und Pferden, dieß war Alles, was das Auge auf diesen grünen Wüsten entdecken konnte. Lucius wurde beauftragt, über einige Pferde zu wachen, die in einem tiefen Thale und am Abhange der Hügel weideten, welche es umgaben. In diesem so entfernten, inmitten der undurchdringlichen Wälder Deutschlands so verlornen Thale allein gelassen, konnte er kaum erfassen, was ihm begegnet war. Einige Zeit hindurch waren seine Gedanken zu unbestimmt und zu verwirrt, um sehr schmerzlich zu sein; aber bald verschwand die Betäubung, in welche ihn eine rohe Entführung und ein rasches Dahinschleppen durch unbekannte Einöden

gestürzt hatten, und wie man das Leiden in dem Maße fühlt, als ein verwundetes Glied erkältet, empfand er größeres Entsetzen über seine Lage in dem Maße, als sein bewegter Geist sich beruhigte. Dann dachte er an seinen Vater, der Arbeiten preisgegeben war, die für sein Alter mühselig waren, und sich einer Behandlung ausgesetzt sah, die sein Stolz nicht ertragen konnte. Alle jene kleinen Umstände, welche für Augenblicke etwas Kälte zwischen ihnen eintreten lassen konnten, versanken in die Nacht der Vergessenheit; die Natur sprach allein und das Herz des Lucius wurde zerfleischt, wenn er an seinen, Kälte und Hunger leidenden, oder den Demüthigungen durch die Barbaren ausgesetzten alten Vater dachte. Er widmete dem armen Capito ein herzliches Bedauern, der durch die Einseitigkeit seiner Lebensrichtung so wenig auf große Unglücksfälle vorbereitet war. Er hatte selbst seit langer Zeit die ernsten Gedanken geflohen, in Ermanglung von Glaubenslehren, die trösten und erheben, er hatte durch seine Leichtfertigkeit die wirklichen Uebel vermeiden zu können geglaubt. Nun, da ihn eine fürchterliche Wirklichkeit betroffen hatte, war er waffenlos gegen dieselbe. So lang er in seinem Palaste zu Alexandrien, oder an der üppigen Tafel seines Vaters gesessen hatte, konnte er sorglos und heiter über die Meinungen und Irrthümer der Menschen spotten; diese Enttäuschung hatte ihren Reiz, diese Bitterkeit hatte ihre Süßigkeit; aber welches spottende Wort sollte er in seiner Vereinsamung, im

Angesichte unedler Knechtsdienste oder grober Beschimpfungen finden? Gegen solche Uebel gab es keine mögliche Zerstreuung. Moralische Ueberzeugungen hätten sie allein ertragen lassen können, und alle Ueberzeugungen waren in der Seele des Lucius durch den Zweifel ausgerottet worden. Der Zweifel hat einen Anschein von Größe und Kraft, so lange das Leben leicht ist; aber am Unglücke zu zweifeln, sobald es kommt, ist unmöglich; es ist traurig, an nichts Anderes zu glauben, wenn man genöthigt ist, an dasselbe zu glauben. Dann bleibt Nichts mehr zu thun übrig, als zu sterben und diesen Entschluß faßte Lucius kalt. Er wählte einen bequemen, durch eine schöne Eiche beschatteten Ort, von dem man eine anmuthige und malerische Aussicht hatte; er zog seinen Ring vom Finger, überzeugte sich, daß sich das Gift noch immer darinnen befand, und lagerte sich, jeder Unruhe entledigt, auf das Moos, um sich in einem Gefühle des Wohlbehagens zu sammeln und durch den Geist den Tod zu schlürfen, bevor er ihn kennen lernte.

In diesem für die leichtsinnigsten Seelen feierlichen Augenblick empfand Lucius einen seltsamen Eindruck; es schien ihm, als fühlte er die alte römische Welt mit ihm selbst absterben; er überließ sich dieser Täuschung mit Entzücken und, die Augen schließend, vertiefte er sich in den Gedanken an die allgemeine Bestimmung, indem er sich in den Schooß des unendlichen Nichts mit seiner eigenen Bestimmung versenkte. Als er wieder die Augen öffnete, um nach

alter Weise zum letzten Male das Licht des Tages zu grüßen, bevor er es für immer verließ, sah er die junge Christin, ihn betrachtend, aufrecht vor sich stehen.

— „Ah!“ rief er aus, „welche göttliche Macht es auch sein mag, die Dich sendet, junges Mädchen, mag es Libera sein, die mystische Gefährtin des höllischen Bacchus, jene, welche die Seelen der Todten entfesselt und sie in die Unsterblichkeit einführt, mag es der Gott sein, dem Du dienst oder auch jener, den ich anbete, der blinde Zufall, — sei willkommen in meiner letzten Stunde; ich werde sanfter den letzten Schlaf schlafen, wenn Du bei mir bist und wenn, wie Tibull zu Delia sagte, ich noch sterbend mit meiner sterbenden Hand die Deinige halte.“

— „Du darfst nicht sterben,“ sagte Hilda mit einem festen Tone, „Du mußt glauben!“

— „Glauben!“ entgegnete Lucius mit einem Lächeln; „der Augenblick ist gut gewählt! Es scheint mir, daß die Barbaren die Kirchen eben so gut wie die Amphitheater verbrennen. Das Christenthum scheint vor ihnen nicht besser Stand zu halten, als das Kaiserreich.“

— „Die Religion Jesu Christi wird nicht untergehen wie die Macht der Menschen, und warum sollte Christus übrigens,“ fügte Hilda lebhaft bei, „wenn die Barbaren triumphiren, sie nicht ausgewählt haben, warum sollten sie nicht das Geschenk des Glaubens erhalten? Auch ich bin eine Barbarin und dennoch habe ich es von der göttlichen Gnade empfan-

gen. O, edler Lucius, wenn ich in Deine Seele die Gewißheit und den Frieden verpflanzen könnte, welche die meinige erfüllen! wenn Du ein Wort sagen, einen Seufzer ausstoßen, eine Thräne vergießen könntest! Aber ich bin eine Sklavin mit einem rohen Geiste, ich finde die Worte nicht, welche Dir Noth thäten. Ich Unglückliche! ich vermag Nichts zu thun, um Dich zu retten!"

— „Und woher kommt in Dir, staunenswerthes junges Mädchen, ein so lebhafter Wunsch für mein Heil?" sagte Lucius, von dem heiligen Feuer Hilda's überrascht und entzückt.

— „Bist Du nicht der Gebieter, den es dem Herrn gefallen hat mir zu geben, und bist Du nicht für mich ein guter und milder Gebieter gewesen? Hat mir mein ehrwürdiger Vater Maximus, der mich nun an der Seite meiner heiligen Mutter Priscilla aus dem Schooße der himmlischen Gnade betrachtet, nicht aufgetragen, ihm seinen Sohn Lucius zuzuführen? Ach! wenn Du auf Deinem prächtigen praedium (Landgute) im Schooße Deiner Familie, reich, glücklich nach der Meinung der Welt geblieben wärest, hätte ich mich damit begnügen können, im Stillen für Dich zu beten und geduldig die Stunde abzuwarten, bis es der göttlichen Gnade gefallen würde, Dich zu rühren; aber heute sehe ich Dich gefangen, von allen den Deinigen getrennt; Du kannst nicht warten, Du bedarfst Gottes. Wenn Du zögerst, Dich zu ihm zu wenden, wirst Du sterben wollen, denn ich habe Deine

Absicht errathen, und ich, Lucius, hörst Du, ich will nicht, daß Du sterbest und verdammt seist."

— „Du willst, daß ich lebe, Hilda?" sagte Lucius mit Ungestüm. „Ach! ich werde leben! wenn Du mich lieben kannst. Siehst Du, es gibt hier keinen Gebieter und keine Sklavin mehr; es gibt hier nur ein schönes junges Mädchen und einen jungen Unsinnigen, der sein Leben mit allen menschlichen Thorheiten hingebracht und niemals eine Stunde der Glückseligkeit genossen hat; aber diese immer erwartete und niemals gefundene Stunde — Du kannst sie ihm bereiten, Hilda. In eine unerträgliche Lage geschleudert, wollte er sich durch den Tod aus derselben befreien, als Du erschienen bist, und nun, da Du da bist, da er den Ton Deiner Stimme gehört hat, da er Deine Schönheit betrachtet, will er nicht mehr sterben, er erfleht von Deinem Mitleiden seine Rettung. O, entfernt von den Menschen, hier in diesen tiefen Wäldern, unter diesen düsteren Schatten werden wir, durch die Liebe vereint, unsägliches Glück genießen, die Unsicherheit unseres Daseins wird es weit genußreicher machen. Der Tod ist der Stachel, der das Leben fühlen läßt. Deine Seele ist stark, Hilda, Du kannst ein Glück voll Gefahren nicht fürchten; Du wirst in den Armen Deines Geliebten mit Freuden zu sterben wissen."

Hilda wurde von einer großen Verwirrung und einer tiefen Traurigkeit erfaßt. Diese heftige Leidenschaft erweckte in der Tiefe ihres Herzens jene, welche

sie wider ihren Willen für Lucius empfand und sie litt gleichzeitig bitter durch die Verschiedenheit ihrer Gefühle und ihrer Liebe. Sie hätte ihm mit dem Christenthume die Liebe enthüllen wollen, welche das Christenthum einflößt und heiliget; aber die keusche Jungfrau fand keine Worte, um einer Rede zu antworten, die sie erröthen machte. Sie begnügte sich, mit Bewegung und Ernst zu Lucius zu sagen:

— „Ich bin hieher gekommen, um den Häuptling der Franken aufzusuchen; ich wollte Dein Loos und das der Deinigen lindern; leb wohl; ich habe Eile, ihn aufzusuchen; Du zwingst mich, Dir zu dienen, indem ich Dich vermeide.“

Lucius sagte, durch diese stolzen Worte Hilda's gedemüthigt, mit Bitterkeit zu ihr: „Bekümmere Dich nicht um mein Geschick; geh, lasse mich sterben; Du bist eine kalte Deutsche, eine strenge Christin, Du weißt nicht zu lieben.“

Hilda, welche sich entfernen wollte, wandte sich zu Lucius.

— „Ach, armer Lucius!“ sagte sie mit Lebhaftigkeit zu ihm, „Du kennst weder die Deutschen noch die Kinder Christi. Ich bin in diesen Wäldern auferzogen worden, in denen wir uns befinden; ich habe meine Mutter Alles das erzählen gehört, was mein tapferer Vater gethan hat, um sie zu erlangen; ich habe meine ältere Schwester ihren Bräutigam erwarten gesehen, der auf einem gefährlichen Zuge abwesend war; ich habe das Klopfen ihres Herzens erlauscht,

welches die Festigkeit ihres Willens unterdrückte. Bei den Deutschen wählen sich der junge Krieger und das junge Mädchen frei und verlassen sich nicht mehr; sie theilen dieselben Mühsale, dieselben Gefahren; man hat selbst die Gattin dem Gatten in den Kampf und in den Tod folgen gesehen. Bei euch aber, ich weiß es durch die Reden der Sklaven, kaufen die jungen Mädchen mit großen Kosten einen Gatten, der sie in das Glynäceum verweist und sie um Tänzerinnen und Flötenspielerinnen verläßt; die Ehe kann durch eine Laune zerrissen werden. Die Barbaren sind der Heiligkeit der christlichen Ehe weit näher als ihr, und das Gesetz der Christen, Lucius, ist ganz Liebe."

— „Ja, die allgemeine Nächstenliebe!" sagte Lucius mit Verachtung, „es ist ohne Zweifel preiswürdig, der Gegenstand eines Gefühles zu sein, welches das ganze menschliche Geschlecht umfaßt!"

— „Lucius," entgegnete Hilda, „Christus verbietet nicht, daß wir irgend Einem unserer Brüder eine zärtliche Zuneigung weihen. O! wenn Du meine Mutter Priscilla heilig ihren sterbenden Gatten umarmen gesehen hättest, würdest Du nicht zweifeln, daß eine Christin lieben kann. Eine Christin, Lucius, kann den lebhaftesten Abscheu vor der Sünde empfinden, und doch ihr ganzes Herz in den Gedanken gelegt haben, eine unter tausenden gewählte Seele zu retten; sie kann sich zu einem Ungläubigen, fast bevor sie ihn kannte, hingezogen fühlen und seitdem keinen anderen Wunsch, keine andere Beschäftigung, kein anderes Ziel

ihrer Gebete und ihrer Thränen haben, als ihn für Gott zu gewinnen und der Hölle zu entreißen; sie kann ihm in die Sklaverei und bis in die Tiefe der Einöden gefolgt sein, um ihn der Freiheit der Kinder Gottes theilhaftig zu machen und ihn in die himmlische Stadt einzuführen; sie kann bis zu dem Grade der Schwachheit herabgesunken sein, so lange Zeit Reden anzuhören, denen sie ihr Ohr hätte verschließen sollen, sich nicht von ihm losreißen zu können, zu fürchten, daß er sterben wolle, ihm, um ihn davon abzuhalten, das zu sagen, was sie ihm nicht sagen sollte, daß sie — wenn er in seinem Unglauben stürbe, für sich selbst die Verzweiflung und die Lästerung fürchten würde. O, ja, sie kann dieß Alles thun, die arme unwürdige Christin, ist dieß nicht lieben?"

Lucius warf sich, überwunden, vor Hilda auf die Kniee, wie ein Gläubiger vor einer Heiligen in den Staub sinkt, und sagte zu ihr:

— „Verzeih' einem Elenden, verzeih'! Niemals wird eines meiner Worte Deine Ohren beleidigen. Ich werde mich bemühen, über mein Herz zu triumphiren und Dich wie ein Christ zu lieben."

— „Und Du wirst leben?"

— „Ich werde leben, weil Du es befiehlst, so lange nicht," fügte er bei, „eine Beleidigung — in diesem Falle verspreche ich Dir nichts und wenn Du am Morgen wieder kämest, fändest Du nur einen Leichnam."

Hilda schauderte, „Lucius," sagte sie zu ihm,

„ich habe einen Plan; ich will Dich mit Deinem Vater und Deinem Oheim vereinigen; ich will Dich, so wie sie, vor jeder schlechten Behandlung und vor jeder Beleidigung schützen, und Gott wird diesen Plan segnen, damit, wenn ich Alles dieß für Dich gethan haben werde, Du auch etwas für mich thust und Dich zu ihm bekehrest.

— „Ach! mein Herz ist in Deiner Hand, Du kannst es lenken, wie es Dir gefällt,“ sagte Lucius; „aber durch welches Mittel glaubst Du auf die wilden Männer wirken zu können, in deren Gewalt wir gefallen sind?“

— „Kennst Du den Einfluß der Frauen auf mein Volk nicht? Und dann bin ich in diesem Walde die Tochter eines berühmten Häuptlings, vom Blute Markomir's. Gott ist mein Zeuge, daß ich nicht stolz bin auf diese Geburt, die mir die Thore des ewigen Lebens verschließen sollte. Wenn es sich darum handelt, meinen ehemaligen Gebietern dienstbar zu sein, will ich in Allem, was sie mir Erlaubtes befehlen werden, nur die arme Hilda, die demüthige Sklavin der Secundinus sein.“

— „Sklavin bei meinem Vater, hier die Tochter eines berühmten Häuptlings!“ sagte Lucius mit Schmerz, „wir sind für immer getrennt!“

— „Wohlan, Lucius,“ sagte Hilda, sich entfernend, „glaube an das, woran ich glaube, und ich werde für Dich weder die Sklavin noch die Bar-

darin mehr sein, ich werde mit Dir in Jesus Christus sein."

Als sie Lucius verließ, beeilte sich Hilda, Gundiok aufzusuchen. Er schärfte in diesem Augenblicke sein Beil. Um ihn herum saßen einige Krieger unter einer Eiche und ein alter blinder Sänger heulte einen wilden Gesang. Das Herz voll von einem doppelten Wunsche, von diesem wilden Häuptlinge das zu erlangen, was sie zu Gunsten der Secundinus begehrte und auch in seinen Augen die erste Morgenröthe des christlichen Glaubens erglänzen zu lassen, näherte sich die Fränkin mit festem Schritte durch die Reihen der Krieger, die sie mit Ueberraschung betrachteten. Sie blieb vor Gundiok stehen und indem sie die Erinnerung an ihre Kinderjahre plötzlich überkam, sagte sie zu ihm mit einer ernsten Stimme, in der man eine schwermüthige Rührung fühlte:

— „Gundiok! Gundiok! erinnerst Du Dich des Tages, wo Du Dein erstes Beil unter der Eiche schärftest, welche die Hütte Markomir's beschattete?"

Diese in seiner Sprache durch eine Stimme ausgesprochenen Worte, welche er unbestimmt zu erkennen glaubte, dieser Name des Häuptlings seines Stammes, der plötzlich an seine Ohren tönte, bewegten den jungen Barbaren mächtig. Er erhob den Kopf und heftete sein blaues und durchdringendes Auge auf die blonde Jungfrau, die vor ihm stand. „Wer bist Du?" sagte er zu ihr, indem er sie mit einer Neugierde voll Erstaunen anblickte.

— „Ich bin die jüngste von Markomir's Töchtern, die Einzige, die am Leben ist. Erinnerst Du Dich noch des Namens Hilda?"

Bei diesem Namen glänzte eine plötzliche Erinnerung wie ein Blitz in den Augen des Barbaren. Die Ermordung Markomir's und seiner Familie entflammte sie mit Wuth, aber eine Art Reiz vermischte sich mit ihrem erzürnten Ausdrucke, während er sie rasch über Hilda schweifen ließ. Gundiok betrachtete gleich einer Erscheinung die letzte Tochter dieses berühmten Häuptlings, dessen Blute er stolz war anzugehören. — „So ist also," sagte er zähneknirschend, „Markomir's Tochter die Sklavin der Römer gewesen!"

— „Ja," entgegnete Hilda mit Sanftmuth, „es hat dem allmächtigen Gott gefallen, mich in diese elende Lage zu versetzen." Und sie setzte mit einer festen Stimme hinzu, indem sie die Augen zum Himmel erhob: „O, warum können meine Leiden und meine Thränen nicht von Gott das Heil der Menschen meines Stammes erlangen, und wie glücklich würde ich sein, um diesen Preis von Neuem die Bedrückungen und die Knechtschaft zu ertragen!"

— „Die Tochter der Franken glaubt an den Gott der Römer?" sagte Gundiok, „die Sklaverei hat ihr Herz erniedrigt."

— „Es ist nicht der Gott der Römer allein, Gundiok, es ist der Gott und der Vater aller Menschen. Er ist nicht so wie diese vorgeblichen Gottheiten, diese

stolzen Dämone, denen die Römer Altäre aufrichteten und die nur einen Stamm, den Stamm Euerer Feinde, begünstigten; er liebt jeden Stamm und jedes Volk, er will in jeder Sprache gepriesen sein; denn er hat seinen Sohn für alle Nationen hingegeben. O, Franken, Ihr sühnet den Mord durch Blutvergießen, Gott hat durch sein Blut die Welt errettet!"

Während sich Hilda auf diese Weise bestrebte, die erhabene Idee Gottes diesen rohen Verstandeskräften nahe zu bringen, indem sie in ihren Gedanken Alles das aufsuchte, was jene darauf führen konnte, wurde sie durch den blinden Sänger unterbrochen, den Verwahrer der alten, den deutschen Völkern eigenthümlichen Ueberlieferungen, welche dieser, obwohl verstümmelt, kannte.

— „Meine Tochter," sagte er zu ihr, „der alte Blinde ist der letzte Barde seines Stammes; er weiß nur eine kleine Anzahl der alten Gesänge; er kennt den alten Ursprung seines Volkes nur verwirrt. Nach ihm werden die Franken Markomir's kaum sagen können, was ihre Väter glaubten; aber der alte Barde weiß doch noch etwas von dem Glauben der Vorfahren; er weiß, daß die von der Ferne gekommenen Heere, indem sie mit der Sonne wanderten, die Sonne anbeteten, die sie geführt hatte, wie ein den bösen Mächten feindlicher Krieger; er weiß, daß sie einen andern fürchterlichen Gott anbeteten, dessen Hammer der Blitz ist. Was uns anbelangt, so haben wir den Namen dieser großen Gottheiten vergessen, aber wir

kennen jene der Geister, welche die Bäume und die Felsen bewohnen, wir bringen ihnen Opfer, wir ziehen ihnen zu Ehren mit Fackeln umher und zünden in der heiligen Nacht die Feuerbrände auf den Bergen an; endlich verehren wir mit Schauder etwas Unsichtbares und Stummes in der Tiefe dieser Wälder. Warum sollte man also kommen und uns neue Götter bringen? Warum sollte die Tochter Markomir's in den heimathlichen Wald kommen und daselbst neue Worte an das Ohr ihres Volkes schlagen lassen?"

— „Weil die Tochter Markomir's von Liebe für ihr Volk verzehrt wird, weil sie es, sobald das Licht für sie geglänzt hat, nicht in der Finsterniß lassen will. Ja, Greis, Du hast es gesagt, die alten Gesänge gerathen in Vergessenheit, die alten Erinnerungen gehen unter, dadurch bahnet Gott den Weg zu neuen Lehren; dadurch führt er den Augenblick herbei wo Ihr, sobald Ihr nicht mehr an vergängliche Lügen glaubt, an die ewige Wahrheit werdet glauben müssen. Dieser Augenblick naht," fügte sie mit einem prophetischen Ausdrucke hinzu, „die Augen vieler von Jenen, welche am Leben sind, werden es sehen. Dann werdet Ihr nicht mehr wie unsere Väter glauben, daß die Sonne und der Blitz Gottheiten sind, Ihr werdet Dem glauben, dessen Hand jeden Tag die Sonne entzündet und dessen Fußschemmel der Blitz ist. Dann werdet Ihr wieder unter die alten Bäume, an den Fuß der Felsen, an den Rand der Quellen gehen, aber nicht mehr um die Dämonen anzurufen, welche

sie bewohnen, sondern um die seligen Geister zu ehren, welche sie beschützen. Dann werdet Ihr wieder mit Verwirrung etwas Unsichtbares und Stummes in den Tiefen dieser Wälder anbeten, nur werdet Ihr dann wissen, daß es die majestätische Anwesenheit Gottes ist."

Die begeisterte Sprache Hilda's, das Bestreben, das sie, wie es alle ersten Missionäre des Christenthums thaten, an den Tag legte, so viel es möglich war, den neuen Glauben an die volksthümlichen Ueberlieferungen der deutschen Stämme anzuknüpfen, brachten eine gewisse Wirkung auf Jene hervor, welche sie umgaben. Sie vernahmen mit Neugierde diese Worte, die sie nicht vollkommen verstanden. Die Schönheit Hilda's unterstützte die Wirkung ihrer Rede und in ihrer Gegenwart fühlten besonders die jüngeren der Krieger die Macht eines nicht zu schildernden göttlichen Wesens, das die Deutschen in dem Geiste der Frauen anerkannten. Alle riefen: „Das ist eine Magierin, das ist eine Seherin, das ist eine Prophetin!" Gundiok, der abwechselnd durch seine Verachtung gegen Alles, was mit den Römern im Zusammenhange stand, und durch den magischen Zauber beherrscht wurde, den das Wort und die Anwesenheit Hilda's hervorbrachten, empfand in den Tiefen seiner Seele etwas wie einen heftigen Kampf zwischen wilden und dunklen Trieben. Dieser Kampf verrieth sich nur durch die sichtliche Unruhe seines Blickes. Durch die Herrschaft erzürnt, welche Hilda über seine Krieger zu gewinnen schien, eine Herrschaft, von der er durch ihr rohes

Geschrei unterrichtet wurde und die er nicht begreifen konnte, weil er die Jungfrau nicht sah, warf der alte, blinde Barde endlich seine Harfe auf die Erde, um sie zu zertrümmern, aber Hilda hob sie alsogleich auf, und indem sie sich erinnerte, daß dieses einfache Instrument ihrer Heimath in ihren Kinderjahren unter ihren Fingern erklungen war, begann sie mit einigen durchdringenden Accorden einen schönen Lobgesang des heiligen Ambrosius zu begleiten. Die Barbaren waren durch den Blick, die Züge, die Stimme der jungen Christin wie bezaubert. Diese Worte, deren Sinn sie nicht verstanden, aber denen der Glaube seine sich mittheilende Bewegung lieh, vermischt mit den zitternden Klängen der volksthümlichen Harfe, bewegten sie auf eine seltsame Weise, so wie später die lateinischen Reden des heiligen Bernhard die Bauern Deutschlands, obwohl sie die Sprache des Predigers nicht verstanden, für den Kreuzzug entflammten. Gundiok, der von den Erinnerungen an seine Kindheit und an seine Familie, welche der Ton der Harfe erweckt hatte, bestürmt und durch die Bewegung Jener, welche ihn umgaben, bewältigt wurde, betrachtete mit einer Art stumpfen Entzückens den übermenschlichen Enthusiasmus, von welchem die strahlende Gestalt Hilda's glänzte und eine unsägliche Bewegung prägte diese unschuldsvolle und himmlische Erscheinung in das erstaunte Herz des Barbaren. Indem er sein Beil in einen Baumstamm hieb, in den es tief eindrang, stürzte er auf Hilda los und sagte zu ihr:

— „Tochter Markomir's; Du bist mein Blut, was willst Du von mir?"

In diesem Augenblicke sah Hilda, daß Gott durch sie die Seele dieses Löwen bemeisterte und alsogleich verlangte sie, indem sie aus der Gewalt, die ihr verliehen war, Nutzen ziehen wollte, daß ihr die drei Römer, welche ihre Gebieter gewesen waren, ausgeliefert würden.

— „Das ist gerecht," sagte Gundiok, weit entfernt, die großherzige Absicht Hilda's zu ahnen, „sie mögen Deine Sklaven sein, zur Entschädigung für Deine Verwandten, die Du verloren hast. Von diesem Augenblicke gehören sie Dir alle drei, und wenn Jemand an die Sklaven der Tochter Markomir's Hand anlegen wollte, würde mein Beil seine Brust spalten, wie sie den Stamm dieses Baumes gespalten hat." Und er zog mit Anstrengung die schreckliche Waffe aus der Eiche, die er bis an's Mark gespalten hatte.

Hilda empfand eine große Freude, als sie die Worte Gundiok's vernahm und richtete in ihrem Inneren heiße Dankesgebete an Gott, welcher alle ihre Pläne segnen zu wollen schien. Sie war von der doppelten Hoffnung erfüllt, Lucius zu retten und ihre Stammgenossen dahin zu leiten, ihren Glauben zu theilen. Für diesen Tag hatte sie ihnen Nichts mehr zu sagen; sie mußte den Eindruck, den sie hatte entstehen lassen, seine Früchte mit Hilfe der göttlichen Gnade hervorbringen lassen, bevor ein anderer Umstand ihr die Gelegenheit bieten sollte, einen Schritt

zur völligen Bekehrung weiter zu thun; dann drängte es sie, Macer aufzusuchen, um ihn den Verfolgungen Bleda's zu entziehen und ihn in die Arme seines Sohnes zurückzuführen. Sie beeilte sich also, die verwunderten und wie von Erstarrung befallenen Franken zu verlassen, die noch immer die für sie fremden Worte, die Gesänge und die Harfe der Christin hörten, lange Zeit, nachdem sie schon durch die Eichen des Waldes verschwunden war.

VII.

Hilda hatte kaum einige Schritte gemacht, als sie Capito traf, den ein Haufe Franken mit lärmendem Lachen und rohem Geschrei verfolgte. Die schlechte Behandlungsweise hatte die schwache Vernunft des unglücklichen Redners vollends verwirrt, die schon durch eine plötzliche Entführung und eine vollkommene Veränderung aller seiner Gewohnheiten erschüttert worden war. Die Franken, denen er übergeben war, hatten gewahrt, daß er die Absicht habe, in ihrer Sprache zu singen, und indem sie sich eine grausame Unterhaltung aus seiner Narrheit machten, hatten sie die Harfe eines ihrer Dichter in seine Hände gedrückt und ihm befohlen, sich derselben zu bedienen und während ihrer Mahlzeit zu singen. Der arme Unsinnige, bei welchem der literarische Ehrgeiz den Verstand überlebte, hatte sich mit Freuden bemüht, seinen Gebietern zu gehorchen. Diese hatten ihn mit dem

gegohrenen Safte berauscht, der bei ihnen die Stelle des Weines vertrat, und nachdem sie ihn mit spöttischen Huldigungen und groben Beschimpfungen in der Hülle des Lobes überschüttet hatten, führten sie ihn in diesem Zustande wie einen begeisterten Sänger im Triumphe heran; Capito ging in ihrer Mitte, eine Harfe in der Hand haltend und mit einer bunten Kleidung angethan. Eine Eichenkrone war auf seinem Haupte. Durch die Trunkenheit und die Narrheit verwirrt, durch einen Rest albernen Stolzes irre geleitet, glaubte er von Bewunderern umgeben zu sein; mitten unter den Spöttereien und Beschimpfungen bewahrte er auf seinen Lippen die unerschütterliche Ruhe und das stille Lächeln eines Blöden.

Hilda empfand eine tiefe Traurigkeit, als sie sah, wohin die Ausartung dessen, was er die Anbetung der Musen nannte, deren armseligen Verehrer gebracht hatte. Sie richtete zu seinen Gunsten einige Worte an die Franken, welche trotz ihres aufgeregten Zustandes bei dem Namen Gundiok's innehielten und den Redner mit Hilda allein ließen. Sie wollte ihn nun bestimmen, ihr zu folgen, aber indem er sie mit Zorn ansah, warf er ihr vor, seine Schüler von ihm entfernt zu haben. Indem er in seinem Irrsinne zu dem Verdruße dieses Augenblickes die Erinnerung an seine alte Erbitterung gegen die christlichen Bücher gesellte, deren Lectüre Hilda der seiner eigenen Werke vorgezogen hatte, schrie er:

— „Die Götter mögen Dich verfluchen, junges,

ruchloses Mädchen, die Du kommst, um Orpheus zu stören, während er durch die Töne seiner Lyra wilde Männer sänftigte, die den Erstgebornen des menschlichen Geschlechtes gleichen, welche sich von Eicheln nährten. Verhängnißvolle Sibylle, mögen Deine lügnerischen Orakeln und Deine profanen Lehren untergehen, durch welche, wenn sie triumphiren würden, der Ruhm der Wissenschaften vernichtet wäre! Gefährliche Syrene, ich werde Deine Stimme nicht hören, ich werde meine Ohren Deinen Reden verschließen, wie es der weise Ulysses that; ich werde meine gelehrigen Schüler, meine geliebten Kinder wieder aufsuchen, die mich wie einen von Jupiter geliebten Gast behandeln, die die goldene Lyra in meine Hände legen und mich bei ihren Mahlzeiten singen lassen, wie der König der Pheazier den göttlichen Phemius singen ließ."

Und indem er unharmonische Töne der Harfe entlockte, welche sich unter seinen Fingern verstimmt hatte, wobei er Verse, eine groteske Mischung von lateinischen und von unverständlichen Worten halb sang und halb deklamirte, entfernte sich der unglückliche Capito schwankenden Schrittes. Bald unterrichtete entferntes Lachen, vermengt mit höhnischem Beifallsklatschen, Hilda, daß er seinen Zuhörerkreis eingeholt habe und daß er von Neuem das Spielzeug der Barbaren war.

Hilda konnte sich nicht an seine Schritte ketten und sich seiner wider seinen Willen bemächtigen; sie

sah seufzend ein, daß von nun an Nichts mehr etwas über seinen Wahnsinn vermochte, und daß die fixe Idee, welche sein Leben beherrscht hatte, in diesem Augenblicke zur vollkommenen Narrheit geworden war und jeder Hoffnung auf Besserung seines Schicksals oder Errettung seiner Seele eine unübersteigliche Schranke entgegensetzte. In unfruchtbares Studium vertieft und der unmöglichen Wiedergeburt des Vergangenen sich weihend, hatte er seine Augen jeder Idee, jedem neuen Lichte verschlossen und sein durch eine ohnmächtige Arbeit abgenützter Verstand war in den Schooß des Nichts versunken, das er sich gewählt hatte. Hilda setzte ihren Weg fort, indem sie sich nach jener Seite wandte, wo sie den Bruder Capito's aufzufinden glaubte. Plötzlich befand sie sich Bleda gegenüber, und indem sie ihn allein sah, zitterte sie für sich und für Macer. In zwei Worten benachrichtigte sie den Hunnen, was Gundiok in Bezug auf die Gefangenen beschlossen hatte und fragte ihn, was er mit dem Seinigen gethan habe. Als Bleda den Befehl des gefürchteten Häuptlings hörte, drückte er durch seinen Blick eine Mischung von Unzufriedenheit und Niederträchtigkeit aus. Man hätte ihn für einen wilden Hund halten mögen, den der erhobene Stock seine Beute im Stiche zu lassen zwingt und der sich kriechend mit einem dumpfen Knurren zurückzieht.

— „Du kannst den Römer nehmen,“ sagte er zu ihr, „weil er Dir gehört; aber ich glaube, daß Du etwas Mühe haben wirst, ihn aufzufinden,“ fügte

er mit einem Lächeln wilder Befriedigung hinzu; „denn ich suche ihn seit diesem Morgen mit aller Anstrengung. Er ist während meines Schlafes entwischt und da ich seine Spur nicht habe auffinden können, muß er sich wohl in den dichtesten Theil des Waldes, in das schwarze Thal verlaufen haben, dorthin, wohin selbst die, welche den Auerochsen und den Eber jagen, nur schwer zu dringen vermögen. Weil er mir entführt werden sollte, freue ich mich, daß er diesen Weg genommen hat, denn er kann nicht verfehlen, daselbst Hungers zu sterben, wenn er nicht durch die Raubthiere verzehrt wird. Ich bedauere nur, ihn nicht sterben zu sehen." Und er zog sich zurück, indem er auf Hilda einen jener Blicke warf, welche sie trotz der hohen Festigkeit ihrer Seele stets schaudern machten.

Was sie anbelangt, so eilte sie rasch dem Orte zu, den ihr die Worte des Hunnen bezeichnet hatten. Am Eingange des schwarzen Thales angelangt, sah sie vor ihren Füßen ein breites Becken mit Felsen, Baumstämmen, Gesträuchen und großen Pflanzen ausgefüllt, gähnen, deren Höhe den menschlichen Wuchs weit überragte.

Kein Geräusch drang aus diesem Abgrunde von düsterem Grün; ein dichter, durch ein bläulichtes Licht erhellter Nebel zog schwer an den stummen Gipfeln der Bäume dahin, und unter einem gräulichten Himmel drehten sich einige Hühnergeier schweigend in den Lüften. Das junge Mädchen, beseelt durch die christliche Nächstenliebe und auch durch den Gedanken an

Lucius, trat muthvoll in das fürchterliche Thal und bahnte sich einen Weg durch alle diese Hindernisse mit dem Scharfsinne ihres Stammes und der Erinnerung an ihre ersten Jugendjahre. Bald bemerkte sie an gewissen Anzeichen, welche nur eine Barbarin allein auffinden kann, daß Jemand erst jüngst den Ort durchschritten habe, an dem sie sich befand. Ihr Herz schlug voll Hoffnung, als sie sah, daß die Aeste gebogen und selbst an mehreren Stellen gebrochen worden waren, daß das Moos zertreten schien, daß die nasse Erde die frischen Stapfen eilig fliehender Füße trug. Indem sie diesen Spuren folgte, gelangte sie zu einem Amphitheater von Felsen, das sich im Mittelpunkte des Thales erhob, und hier fand sie Macer auf einem Granitsteine sitzend. Der Römer schien in eine düstere Betrachtung vertieft. Als er das Geräusch von Hilda's Schritten hörte, zitterte er, drehte den Kopf mit Schrecken nach ihrer Seite, dann, als er sah, daß sie allein kam, nahm er seine Stellung voll düsterer Träumereien und seine Miene voll kalter Gleichgiltigkeit an.

— „Gebieter Macer," sagte Hilda sich nähernd, „Deine demüthige Sklavin kommt, Dich den Verfolgungen des unreinen Bleda zu entziehen und Dich zu Deinem Sohne zu führen."

— „Ich bedarf des Beistandes meiner Sklaven nicht," entgegnete der alte Patrizier, ohne den Kopf gegen die zu wenden, welche sprach. „Was Bleda betrifft, so werde ich nicht lebendig in seine Hände

fallen, und was meinen Sohn betrifft, so weiß ich nicht, warum ich ihn wiedersehen sollte; das Schauspiel unserer Leiden wäre für uns Beide ein Uebel mehr; es ist besser allein zu leiden."

— „Ehemals liebte der Gebieter Macer seinen edlen Sohn; kann er sich jetzt weigern, zu ihm zu gehen?"

— „Ja; ich liebte meinen Sohn," murmelte Macer mit leiser Stimme, und indem er weit mehr zu sich sprach, als er sich zu Hilda wandte, „ich liebte ihn, als ich in ihm den mächtigen Erben des berühmten Namens der Secundinus sich zu Ehren, zur Macht erheben sah, aber der Sklave Macer hat dem Hirten Lucius Nichts zu sagen."

— „Der edle Macer ist kein Sklave," sagte Hilda. „Der Häuptling der Franken hat, ohne Zweifel durch Gott bewogen, der armen Hilda das Schicksal ihrer Gebieter überlassen und sie werden im Herzynischen Walde so frei sein, als sie es auf dem Landhause zu Trier waren."

Macer wurde von einem Erstaunen erfaßt, das der Bewunderung glich: „Und was kümmert die junge Fränkin," sagte er, „das Loos Jener, die sie in ihrer Knechtschaft hat verfluchen müssen? Wozu wäre übrigens diese darbende und verächtliche Freiheit unter dem Schutze einer Sklavin gut?"

— „Die junge Fränkin hat jene, welchen Gott sie gegeben hatte, niemals verflucht; jeden Tag hat sie für sie zum Herrn gebetet. In diesem Augenblicke

noch betet sie zu ihm, den erhabenen Macer zu bestimmen, diese Aussicht auf Rettung, die sich ihm darbietet, nicht von sich zu weisen. Wer weiß, ob sie ihn und die Seinigen nicht eines Tages mit dem himmlischen Beistande aus dieser Einsamkeit befreien und in sein Vaterland zurückführen kann?"

— „Gibt es für mich noch ein Vaterland?" sagte Macer mit einem immer düstereren Tone. „Gallien steht den Barbaren offen, das Kaiserreich stürzt in Trümmer, die römische Macht verfällt! Was würde ich finden, wenn ich an die Ufer der Mosel zurückkehrte? Meine Besitzungen verwüstet, meine Häuser von der Feuersbrunst verzehrt, meine Sklaven zerstreut. Ich, ein Secundinus, nach Gallien zurückkehren, um daselbst das Leben eines Bettlers zu führen! Nein, beim Herkules, Sklavin, lasse mich, ich habe beschlossen, hier zu sterben."

Verzweifelt, diese Worte zu vernehmen, denn sie dachte an den Schmerz des Lucius, wenn sie ohne seinen Vater zu ihm zurückkehren würde, und zitternd, daß, wenn sie Beide Macer aufzusuchen kämen, sie ihn nicht mehr am Leben fänden, warf sich Hilda vor ihrem ehemaligen Gebieter auf die Kniee und sagte zu ihm mit einer tiefen Bewegung: „Sterben! ist mein Gebieter Macer nicht ein Christ?"

— „Nein, ich bin kein Christ," entgegnete der alte Römer zornig, „nein, ich bin es niemals gewesen. Ich habe niemals an diesen neuen Aberglauben geglaubt, an diese Träumereien der Juden, welche

die Seelen herabgewürdigt und das Kaiserreich geschwächt haben. Die einzige Freude in der elenden Lage, in die ich versetzt bin, die einzige Sache, die mich darüber tröstet, hier in den Wäldern Deutschlands unterzugehen, ist, daß ich mich endlich einer falschen Ehrfurcht entkleiden kann, welche mir die Klugheit befahl, und daß ich ganz laut im Angesichte des Himmels sagen kann: „Ich bin kein Christ! Schmach über die Christen und über Christus!"

— „Und wer bist Du denn?" sagte Hilda, die, als sie diese Lästerung hörte, nicht zulassen konnte, daß das, was sie verehrte, selbst durch ihren ehemaligen Gebieter beschimpft werde. „Kann der weise Macer an die heidnischen Fabeln glauben?"

— „Ich glaube an die heidnischen Fabeln nicht, ich glaube an die Lügen nicht, mit denen das römische Patrizierthum den unwissenden Plebs unterhielt, ich glaube an die Liebeshändel des Mars und der Venus nicht, ich verachte die Schrecken des Acheron, ich bilde mir nicht ein, daß die Seelen der Todten an den fabelhaften Ufern des Styx oder des Lethe herumirren werden, aber ich bedauere diesen nützlichen Aberglauben, den die Weisheit unserer Väter für das Volk erdichtet hat, ich gerathe darüber in Entrüstung, daß man sie durch eine unsinnige Religion ersetzte, die den Bettlern und den Sklaven gestattet, sich im Besitze von göttlichen Dingen zu erachten, die ein zur Knechtschaft gebornes fränkisches Mädchen so kühn macht, über diese Dinge vor ihrem Gebieter zu reden, als ob sie

eine in die Geheimnisse eingeweihte Priesterin oder eine gelehrte Freundin der Weisheit wäre, als ob sie anstatt einer Barbarin ohne Bildung die weise Eustochia wäre, welche die Christen in Bordeaux getödtet haben. Ich gerathe gegen mich selbst in Entrüstung, mich so weit herabzulassen — so groß ist die allgemeine Verwirrung! — ihr zu antworten, anstatt ihr Stillschweigen aufzuerlegen, welches ihrem Ursprunge und ihrer niedrigen Stellung geziemt!"

Hilda hatte sich erhoben; den Blick auf die Erde geheftet, hörte sie mit Ruhe und tiefem Schmerz die Worte voll Starrsinn und Beleidigungen, die Macer aussprach; sie fühlte mit einer tiefen Betrübniß, daß ihre Ueberzeugung dieses durch den dreifachen Schild des Stolzes vertheidigte Herz nicht bekehren konnte; sie war von einem lebhaften Mitgefühl für diese unbeugsame Hartnäckigkeit durchdrungen, sie war von einem unendlichen Wunsche erfüllt, diese Seele zu beugen und zu retten, welche sich gegen ihr Heil stemmte; sie konnte sich nicht entschließen, den Vater des Lucius in dieser verzweifelten Lage zu verlassen. Indem sie sich in einem glühenden Gebete inbrünstig zu einer letzten Anstrengung sammelte, sagte sie zu ihm:

— „Tritt Deine Sklavin mit Füßen, Macer, aber lasse Dich herab, sie noch einen Augenblick zu hören. Höre; Du bist für mich ein strenger Gebieter gewesen; eines Tages hättest Du ohne die Dazwischenkunft meines Vaters Maximus das Feuermal auf

meine Stirne drücken lassen. Heute bist Du diesen Barbaren preisgegeben, die Du im Amphitheater sterben sahest und ich habe die Meinigen wieder gefunden, ich bin frei in diesem Walde. Woher kommt es nun, daß ich eben noch vor Dir auf meinen Knieen lag und Dich bat, zu leben? Wie kommt es, daß ich hieher in diese Felsen und diese Sümpfe gekommen bin, um Dich aufzusuchen, ohne — ein schwaches, junges Mädchen — weder den Biß der Schlangen, noch den Zahn der wilden Thiere zu fürchten, um Dich von Deinen Feinden zu befreien, um Dich Deinem häßlichen Verfolger zu entziehen, um Dich zu Deinem Sohne zurückzubringen? Ach, es liegt da Etwas darin, was Dich in Erstaunen setzen muß und was Du nicht begreifen kannst. Wohlan, das, was eine arme Sünderin alle diese seltsamen Dinge vollbringen ließ, — ist mein Glaube, es ist mein Gott; es ist der Gott, welcher auch der Deinige ist und den Du verläugnen möchtest! Dieser Gott, der für uns Beide gestorben ist (verzeihe mir, daß ich uns sage), will sich in seiner Gnade meiner bedienen, um Dich vor dem Tode des Leibes und vor dem der Seele zu bewahren. Du verachtest mich mit Grund; ich bin Nichts, sowie Du sagst, als eine Barbarin! Verachte mich, beschimpfe mich, höre meine eitlen Reden nicht; Gott, ich hoffe es, wird besser zu Deinem Herzen sprechen; aber im Namen Deines Sohnes stürze ihn nicht in eine Verzweiflung ohne Rettung! Ich bitte Dich, nicht meinen Worten nachzugeben; befiehl nur

Deiner Sklavin, Dich von hier wegzuführen, befiehl ihr, Dich zu retten."

Trotz seiner unerbittlichen Härte konnte sich Macer nicht enthalten, von Neuem von Ueberraschung ergriffen zu werden, als er diesen Eifer der Nächstenliebe sah; aber sein Stolz gewann bald wieder die Oberhand, er fühlte sich von dieser Tugend gedemüthigt, die, aus so niederem Herzen entsprossen, darnach zu streben wagte, ihn zu beschützen, und er begnügte sich, kalt zu Hilda zu sagen:

— „Sklavin, ich habe Dir schon befohlen, Dich zurückzuziehen. Meine Absicht ist, an diesem Orte Hungers zu sterben, wie es der weise Diagoras that; wenn Du mir noch durch Deine Reden lästig fällst, werde ich mir den Kopf an diesem Felsen vor Dir zerschmettern!"

Hilda zog sich betreten und stillschweigend zurück; aber sie konnte sich nicht plötzlich von Macer entfernen. Sie kniete in einiger Entfernung nieder, hinter großen Bäumen, die sie versteckten, und betete für ihn mit einer Inbrunst, welche ihre Liebe für Lucius verdoppelte. Macer war immer auf demselben Platze und in derselben Haltung, auf einem Felsen sitzend und unbeweglich wie dieser das versteinerte Bild des römischen Stolzes darstellend. Plötzlich ließ sich ein Geräusch in dem Laubwerk hören; es war ein Elennthier, das vor einem Luchse floh. Macer zitterte. „Es ist Bleda," rief er, „er soll mich nicht haben." Und wie er es zu Hilda gesagt hatte, stieß er seinen Kopf mit solcher

Gewalt gegen den Felsen, daß er nach Verlauf weniger Augenblicke verschied. Hilda stürzte auf ihn zu, als sie ihn fallen sah; als sie zu ihm kam, lebte er nicht mehr. Der Kopf Macer's war zerschmettert und von Blut überströmt, aber sein Antlitz behielt den Ausdruck stoischer Härte und kalten Hochmuths, den es bis zu dem letzten Augenblicke gehabt hatte.

Hilda bedeckte in Eile den Leichnam mit Moos und Laubwerk, sprach über ihn ein rasches und inbrünstiges Gebet, dann eilte sie Lucius aufzusuchen. Wie süß wäre dieser Augenblick für sie gewesen, wenn sie ihm nur zu sagen gehabt hätte, daß er nicht mehr der Sklave Gundiok's sei; aber sie mußte ihm auch ankündigen, daß er keinen Vater mehr habe! Die schreckliche Nachricht schmetterte Lucius nieder. Es liegt in dem Schmerze, den der Verlust eines Vaters verursacht, etwas Stechendes und Scharfes, was anderen Schmerzen fehlt. Man fühlt sich an der Quelle seines Lebens angegriffen; es scheint, daß sich ein Band des Blutes in dem Mittelpunkte unseres Seins zerreißt, man fühlt sich wie von einem Beile entwurzelt und im Herzen getroffen. Wenn dem so ist, wenn der Tod nur eine Familienverbindung zwischen zwei einander übrigens fast fremden Seelen zerreißt, wie muß es erst sein, ach! wenn der, den man verliert, der leidenschaftlichste Freund seines Sohnes war?!

Macer war für Lucius niemals ein solcher Vater gewesen; doch fühlte dieser einen herzzerreißenden Schmerz in seinem Inneren, als er vernahm, daß er von nun

an verwaist sei. Während seiner langen Abwesenheit war es ihm oft begegnet, daß er, so wie es ihm schien, eine lange Zeit ohne Sorge und ohne Erinnerung an den väterlichen Herd verbrachte; aber ihm zum Trotze versetzte sich seine Einbildungskraft oftmals dennoch an denselben und ruhte daselbst immer aus. Dann erschien ihm das Bild seines Vaters unbestimmt und fremd. Es lebte immer in der Tiefe seines Herzens ein geheimer Wunsch, später die letzten Jahre des Oberhauptes der Familie mit weißen Haaren zu pflegen. Seitdem sie Beide zur Gefangenschaft erniedrigt waren, hatte sich die kindliche Zärtlichkeit des Lucius verdoppelt, denn das Unglück entwickelt alle ernsten Gefühle. Außerdem lag in der Todesart Macer's etwas so Gräßliches und Unerwartetes, daß das Entsetzen dadurch noch wuchs. Lucius wurde also trotz der Gegenwart Hilda's zuerst ganz von dem schrecklichen Unglücke überwältigt, welches ihn betroffen hatte; der junge und leichtfertige Römer, der den Tod und das Leben verächtlich behandelte, fiel, wie von einem plötzlichen Schlage getroffen, auf das Moos des Waldes, indem er ein unartikulirtes Gestöhne ausstieß und einen Strom von Thränen vergoß.

Hilda, die von ihrer lebhaften Zärtlichkeit hingerissen wurde, die ihr Schmerz noch steigerte, wagte den Kopf des unglücklichen Lucius von der Erde zu erheben und auf ihre Schulter zu stützen. Ueber ihn sich neigend, ließ sie so die ersten Zuckungen der Verzweiflung vorübergehen; dann, als er sprechen konnte,

als er sich all' sein Unrecht gegen seinen Vater vorzuwerfen begann, sein langes Vergessen, sein häufiges Widerstreben, vernachlässigte Sorgfalt, bittere Worte, und selbst die durch seine Abwesenheit verlorene Zeit, bemühte sie sich, ihn gegen sich selbst zu vertheidigen und Fehler zu entschuldigen, die er in dem Feuereifer seiner Reue übertrieb. Indem sie unmerklich einige Worte der Religion in die Tröstungen einmengte, die sie an ihn verschwendete, sprach sie ihm von dem, was er thun könnte, um das zu sühnen, was er beweinte, und um das wieder zu finden, was er verloren hatte; sie sagte ihm, durch den Enthusiasmus, durch ihre Zärtlichkeit und durch die Erinnerung an die Worte Maximus' und Priscilla's begeistert:

— „Ja, wenn Alles mit dem Tode enden würde, müßte man mit denen sterben, die man liebt; dann müßte man die Männer meines Volkes nachahmen, die mit einem tapferen Krieger Alles das verbrennen, das ihn in dieser Welt geliebt und ihm gedient hat; denn der Gedanke an die Leiden, welche die ertragen haben, die nicht mehr sind, und besonders an das Unrecht, das man gegen sie begangen hat, wäre eine beständige Qual und eine nicht wieder gut zu machende Betrübniß; aber wenn sie leben, und wir Christen, sollten wir nicht das Gefühl haben, das bei meinen Brüdern, den Barbaren, inmitten der Finsterniß ihrer Unwissenheit so mächtig ist — wenn Die leben, welche wir beweinen; o! dann können wir uns vor ihnen auf die Kniee werfen und sie um Verzeihung bitten,

wir können denken, daß sie uns hören, daß sie uns vergeben, und brauchen nicht vor Schmerz zu sterben. Dein Vater, Lucius, bedarf für sich selbst der Erbarmung; aber er ist im Schooße der unendlichen Erbarmung, wie Priscilla von Jenen sagte, die im Irrglauben starben; jetzt sieht er ohne Zweifel das Licht, vor dem er seine Augen verschloß; er sieht Dich auch, er sieht Deine Thränen, Deine Reue. Ach, Lucius, fühlst Du nicht endlich die Wahrheit, ohne welche man nicht leben könnte, besonders wenn man leidet? Du hast es zu sehr Noth zu glauben, um zweifeln zu können. Ist es nicht wahr, wenn man sehr unglücklich ist, nicht glauben, ach, das ist unmöglich!"

Lucius konnte gegen den unwiderstehlichen Ausdruck nicht ankämpfen, mit welchem die heißgeliebte Stimme sein Herz zum Glauben aufforderte; er glaubte, oder im Uebermaße des Schmerzes und der Liebe schien es ihm vielmehr, daß er so wie Hilda glauben würde; es schien ihm, daß diese Wahrheit, die er so lange Zeit gesucht hatte, plötzlich in seinem Herzen aufgeblüht sei und daß sie aus demselben nicht mehr verschwinden werde. Hilda führte ihn an die Stelle, wo sie den Leichnam Macer's gelassen hatte. Alle Beide höhlten miteinander das Grab aus, in das sie ihn beisetzten; alle Beide beteten zusammen auf der frisch aufgehäuften Erde. Von diesem Augenblicke bestand zwischen diesen von so ferne nahe gerückten Seelen ein heiliger Einklang, eine zärtliche und geheiligte Vereinigung, die auf eine Gemeinschaft

des Gebetes und der Hoffnung begründet war. Von diesem Augenblick begann auch ein neues Leben für Lucius. Diese blasirte Seele bedurfte, um wiedergeboren zu werden, der heftigen Erschütterungen, die sie durchbebt hatten. Durch den Zweifel und die Wollüste verdorrt, konnte sie nur durch den Glauben und die Liebe wieder aufleben. Alles, was an seiner und an der Lage Hilda's Außerordentliches war, dieser Umsturz der gesellschaftlichen Zustände, in deren Schooß er gelebt hatte, diese Sklavin, welche die Schützerin seines Geschickes und die Leiterin seines Glaubens geworden war, dieses in der Einsamkeit verbrachte Leben nach so vielen im Mittelpunkte der griechischen und römischen Bildung vergeudeten Jahren — — alle diese Dinge versenkten die Einbildungskraft des jungen Römers in eine Art Betäubung, welche ihm kaum gestattete, über die Veränderung nachzudenken, die in ihm vorgegangen war. Er ließ sich mit Glückseligkeit von dem Gefühle dieses seltsamen Daseins hinreißen, das wie so viele andere minder bizarre aus der großen gesellschaftlichen Umwälzung hervorgegangen war, die damals statthatte, und die alle Lebenslagen umstürzen, alle Rangsverhältnisse vermischen, alle Stämme vermengen und durch diese ungeheuere Verschmelzung die Einheit der modernen Völker vorbereiten sollte.

Zwei Sorgen theilten und erfüllten das Leben Hilda's; die, immer mehr und mehr den Samen des christlichen Glaubens, besonders unter den Weibern ihres Stammes, auszustreuen, und die, Lucius zu

trösten und zu bestärken. Der Ort, an dem sie sich gewöhnlich zusammenfanden, war die Stelle, an der sie Macer die letzte Ehre erwiesen hatten, und wo ein einfacher, von ihnen aufgerichteter Stein sein Grab kennzeichnete. Als die Zeit den Schmerz des Lucius ein wenig gemildert hatte, liebte er es, sich da mit Hilda zusammen zu finden. Sie hatte ihm einen Jägerpfad gezeigt, den sie entdeckt hatte, und auf welchem er sich jeden Tag zu dem väterlichen Grabe begab. Da, unter den Felsen, welche den Mittelpunkt des schwarzen Thales einnahmen, erstarkte und genas die Seele des Lucius am Busen dieser kräftigen Natur. Auf diese Felsen gelagert, erwartete er — für den früher kein Flaum weich genug war — die Ankunft Hilda's. Der Augenblick, in dem er sie erscheinen sah, erleuchtete sein Antlitz mit einem Strahl der Freude und alle Beide verbrachten lange Stunden in Unterredungen voll Sanftmuth und Trauer.

Seitdem Hilda ihn aufrichtig den Glauben hatte erfassen sehen, hütete sie sich, einzig die Religion in ihren Gesprächen zum Gegenstande zu nehmen; sie wollte den Neophyten, den sie zum Heile geführt hatte, nicht ermüden. Indem sie nun die Rolle wechselte, wurde sie eine aufmerksame Zuhörerin, während Lucius, manchmal über ihre naive Unwissenheit lächelnd, die ihn entzückte, ihr Alles das erklärte, was er ihr von dieser Welt, der sie ganz und gar fremd war, begreiflich machen konnte. Er empfand ein großes Vergnügen, ihr die Ereignisse und Abenteuer seines

Lebens zu erzählen; die gewöhnlichsten derselben gewannen einen Anschein der Neuheit und des Wunderbaren, wenn sie sich in der unwissenden Einbildungskraft der Barbarin abspiegelten, und dadurch erhielten diese Erinnerungen ein lebhafteres Interesse in den Augen des Lucius selbst. Sein Geist, der von den unaufhörlichen Widersprüchen ermüdet war, die er in den Büchern und in den Reden der Menschen fand, ruhte aus und verjüngte sich herrlich an dem Schauspiele dieser reinen Seele und dieser unschuldsvollen Gedanken, die frei unter seinem Blicke erblühten. Hilda genoß ihrerseits mit Wonne das Glück, ihrem Geiste diese neuen Aussichten sich eröffnen zu sehen, welche die Liebe mit ihrem Lichte erhellte; sie befragte Lucius über alle Dinge, um das Vergnügen zu haben, ihn antworten zu hören und um sich mit jeder Antwort ihm geistig enger verbunden zu sehen. So entwickelten und vervollkommneten diese zwei Wesen, welche das Geschick so verschieden geschaffen hatte, eines das andere; Lucius gab Hilda die Reife und das Wissen, Hilda gab Lucius die Jugend und das Leben wieder zurück.

Durch die Seele vereint, einzig und allein für einander in der Einsamkeit lebend, mußten sie endlich, wie es nicht anders möglich war, das Bedürfniß fühlen, ihr Geschick ganz zu vereinen. Lucius, der durch die engelhafte Natur Hilda's gezügelt wurde, wagte es kaum, vor ihren Augen eine Leidenschaft erwachen zu lassen, deren Gluth jede ihrer einsamen

Unterredungen noch erhöhte. Von Tag zu Tag litt er mehr durch all' die Bewegungen, die er unterdrückte. Was Hilda betraf, so schien es ihr, daß sie nichts Anderes wünschte, als ihr ganzes Leben so zuzubringen. Seit Lucius gleich ihr glaubte, flößten ihr seine Gefühle keine Unruhe mehr ein; aber gewohnt, ihre Seele zu prüfen und ihr Gewissen vor Gott offen darzulegen, zögerte sie nicht, mit Verwirrung zu gewahren, daß die fortwährenden Herzensstürme des Lucius, ohne sie zu ergreifen, ihr doch nicht gleichgiltig waren, und daß sie ein merkliches Vergnügen empfand, sie zu verursachen. Ihre natürliche Geradheit und die moralische Erziehung, welche ihr das Christenthum gegeben hatte, ließen sie die Gefahr fühlen, welche die Unschuld ihrer Seele sie verhindert hätte zu verstehen. Diese Entdeckung legte in ihre Haltung, in ihre Sprache, in alle ihre Bewegungen eine Verlegenheit, die Lucius gewahr wurde und durch welche die Gefühlsstürme, die er empfand, wuchsen. Eines Tages konnte er sie nicht zurückhalten und da er Hilda von deren Heftigkeit entsetzt sah, wagte er es ihr seine ganze Seele zu öffnen und von einer christlichen Heirath, von einer heiligen Vereinigung für das Leben und für die Ewigkeit zu sprechen. Hilda war bestürzt, als sie ihn hörte. Die Worte des Lucius und das unsägliche Glück, das sie ihr gewährten, zerrissen vollends die letzten Schleier, die ihr noch die Beschaffenheit der Gefühle ihres Herzens verbergen konnten. Die von Priesterhand gesegnete

Gefährtin des edlen Lucius zu sein, den sie aus dem Schlamme ihrer Knechtschaft zuerst wie einen schützenden Engel gesehen, dessen Rettung sie sich dann mit reinem Eifer geweiht hatte, die Gefährtin des Lucius zu sein, den die Vorsehung mit ihr in ein Thal Germaniens geführt hatte, damit sie für Gott vollends diese Seele gewinne, die sie liebte — — das war für Hilda eine wunderbare Glückseligkeit, bei welcher sie bisher den Gedanken niemals haften zu lassen gewagt hatte. Lucius drängte sie, von Liebe verzehrt, zu antworten. Voll Verwirrung stammelte sie einige Worte von der Verschiedenheit der Stände, von Gebieter und Sklavin, aber Lucius verschloß ihr den Mund, indem er sagte:

— „Ich bin nun, Hilda, Dein Sklave; Du aber bist frei und Herrin in diesen Wäldern. Wir haben unsere Lebenslage gewechselt. Die Welt," fügte er lächelnd hinzu, „scheint wie wir es thun, die Herrschaft den Barbaren übertragen zu wollen. Hilda, Du hast mir das Leben erhalten, Du hast mir den Himmel eröffnet; ich bedarf Deiner für das Leben und für den Himmel."

Hilda wurde immer mehr verwirrt. „Und wer würde in dieser Einsamkeit die Vereinigung zweier Christen segnen?" fragte sie erröthend.

— „Wir müssen fliehen, Hilda," rief Lucius; „wir müssen zusammen fliehen. Du wirst mich durch die Umwege dieses Waldes führen, der Dein Vaterland ist, und ich werde Dich gegen die wilden Thiere

oder gegen die Barbaren schützen; verschaffe mir einen Bogen und einen Wurfspieß und ich werde Dich durch meine Jagd nähren. Wir werden die Fische in den Strömen fangen, wir werden die Früchte der wilden Bäume pflücken. Wandern wir zusammen durch diese Einöden, indem wir uns bei der Hand halten; wir werden wie Maximus und Priscilla leben, bis wir einen christlichen Priester finden, der zwei christliche Gatten aus uns macht."

Hilda erkannte besser als Lucius alle die Gefahren dieser Flucht; aber die Hindernisse und die Schwierigkeiten vermochten Nichts über dieses unerschrockene Herz; wenn sie ihnen mit Lucius die Stirne bieten sollte, waren sie für sie voll Annehmlichkeit. Ein einziger Beweggrund bekämpfte in ihrem Geiste den Plan des Lucius, es war der Wunsch, ihren Stamm zu bekehren. Sie warf sich vor, das Feld vor der Ernte zu verlassen; sie fürchtete, daß Gott sie für diese Pflichtverletzung strafen und daß sich diese Strafe auf Lucius ausdehnen werde. Gleichzeitig fühlte sie, daß ihnen kein anderer Weg zu ergreifen übrig blieb und daß sie nach einer solchen Unterredung nicht mehr mit einander verkehren konnten wie in der Vergangenheit. Sie mußten sich vereinen oder sich trennen, und sich trennen, war dieß möglich?

Ein Gedanke, den sie Lucius nicht mittheilte, zog Hilda aus diesen ängstigenden Zweifeln. An dem Tage, an welchem sie vor Gundiok unter der Eiche getreten war, mit der Harfe des alten Barden in der

Hand, war Gundiok mit einem Male von der Schönheit Hilda's betroffen worden; er hatte einen für ihn neuen Eindruck empfunden, als er sie inmitten der erstaunten und entzückten Franken sprechen und singen hörte wie eine Begeisterte. Bis zu dieser Stunde hatte das Herz Gundiok's nur für die Jagd und den Krieg geschlagen. Man weiß, daß ein junger Germane erröthet wäre, auf die Frauen vor erreichtem Alter von zwanzig Jahren Acht zu haben und einem jungen Mädchen seiner Nation seine Hand anzubieten, bevor er sie mehrere Male in das Blut seiner Feinde getaucht hatte. Eine keusche Jugend eignete diese Völker zu tiefen Neigungen. Die Liebe Gundiok's war plötzlich und heftig, wie alle Gefühle, welche die Seelen der Barbaren ergreifen, und wenige Tage, bevor zwischen Hilda und Lucius die Unterredung statt hatte, welche ich erzählte habe, hatte ihr Gundiok, der die Christin zufällig begegnet hatte, mit dem Ungestüm seines Charakters und seines Stammes angeboten, in seine Hütte zu kommen, um daselbst die Gattin des Häuptlings seiner Familie zu sein, desjenigen, der gleich ihr, in seinen Adern das Blut Markomir's hatte. Hilda hatte ihm geantwortet:

— „Gundiok, Du bist der letzte Sprosse meiner Familie, und Deine Schwester Hilda wünscht glühend für Dich das größte der Güter; an dem Tage, an welchem sie Dich, stolzer Sikamber, gelehrig das Haupt unter das glorreiche Joch des christlichen Glaubens beugen sähe, würde sie für Dich brünstige Dank-

sagungen an Gott richten, daß er Dein Herz gerührt habe; aber sie denkt nicht daran, sich durch eine beneidenswerthe Verbindung mit dem edlen Haupte ihres Stammes zu vereinigen; sie will nur die Braut Christi sein."

Hilda war aufrichtig, als sie so sprach; kein Gedanke an eine irdische Verbindung war noch in ihre jungfräuliche Seele gedrungen. Gleichzeitig entfernte sie die Neigung, welche sie für Lucius empfand, deren Charakter sie aber noch nicht errathen hatte, von jedem ähnlichen Plane, und machte sie glauben, daß sie ihr Leben einzig Gott geweiht hinbringen würde.

Die Liebe und der wilde Stolz Gundiok's waren durch die Weigerung Hilda's tief verletzt worden und seit dieser Unterredung hatte er ihre Begegnung gemieden; nur hatte sie zu bemerken geglaubt, daß er von Weitem ihre Schritte ausspähe, und an dem Tage, als sie sich zu Lucius begab, hatte sie dem jungen Häuptling mit Bleda begegnet. Alle Beide hatten sich entfernt, als sie sie erscheinen sahen, aber sie hatte ein dumpfes Gebrüll des Zornes aus der Brust Gundiok's dringen zu hören geglaubt.

In dieser Lage, welche sie unbestimmt für Lucius erschreckte, schien es ihr, daß die Flucht, die er ihr vorschlug, ein von der Vorsehung angezeigtes Mittel wäre, um ihn vor Gefahren zu retten, die ihn bedrohen könnten, und dieser Gedanke, der sich lebhaft ihres Geistes bemächtigte, konnte sie allein bestimmen,

sich von ihren Stammgenossen zu entfernen, bevor deren Bekehrung mehr vorgeschritten war. Sie sagte sich, daß die Eifersucht Gundiok's und der Haß Bleda's mächtige Hindernisse ihrer evangelischen Absicht wären und vielleicht den Erfolg in Frage stellen könnten, den sie schon erlangt hatte. Alles dieß war nur zu wahrscheinlich und übrigens hatte sie es nothwendig zu glauben, daß dem so sei, um Lucius ohne Gewissensbisse anhören zu können. Sie wich also diesen Betrachtungen und willigte ein, mit ihm zu fliehen, indem sie sich Gott anvertraute und zu ihm in ihrem Inneren betete, das von ihr begonnene Werk fortzusetzen. Die Freude, welche Lucius zu ihren Füßen losbrechen ließ, als er ihre Antwort gehört hatte, nahm ihr vollends alle Unschlüssigkeit.

Von nun an war zwischen ihnen nur mehr davon die Rede, ihre Flucht zu sichern und die Schwierigkeiten zu besiegen, die sie darbot. Sobald sich Hilda entschlossen hatte, rief sie alle jene Hilfsquellen sich in's Gedächtniß, welche ihr ihre Kenntniß der Oertlichkeit und des barbarischen Lebens zu Gebote stellte und bildete den ganzen Plan der Flucht, indem sie Lucius alle jene Maßregeln bezeichnete, die denselben sichern konnten. Sie empfand ein unsägliches Glück, das Werk dieser Befreiung auszuführen, und er war nicht minder glücklich, von Hilda befreit zu werden, seine Fesseln durch die Hand jenes rettenden Engels zerreißen zu sehen, den er anbetete. Bald hatte seine Einbildungskraft, unbekümmert um Gefahren und

immer geneigt, sich nach heiteren Aussichten zu wenden, die Grenzen des Herzynischen Waldes überschritten und entführte ihn an das andere Ufer des Rheins. Schon sah er sich der Gesellschaft der Menschen wieder gegeben; sein Aufenthalt bei den Barbaren erschien ihm in der Vergangenheit wie eine Episode seines irrenden Lebens, wie eine abenteuerliche Reise, von der er ein Kleinod von unschätzbarem Werthe heimgebracht hatte, und indem er sich in die Zukunft stürzte, wählte er den Zufluchtsort seines Glückes. Dieser befand sich nicht in dem von den Franken verheerten Trier, wo er Nichts als die Spuren des Wohnsitzes seines Vaters gefunden hätte, wo die Erinnerung an die frühere Stellung Hilda's für alle Beide peinlich gewesen wäre. Außerdem hatte er während seines langen Aufenthaltes in Griechenland und in Asien die Gewohnheit angenommen, unter einer glänzenderen Sonne, als der Galliens, zu leben. Keine Stadt auf seinen Reisen hatte ihn so sehr verführt und gefesselt, als die Stadt Rom, die schon für Konstantinopel verlassen und wenig bewohnt, aber in diesem Augenblick noch glänzend war, bevor Alarich und Genserich daselbst erschienen, strahlend in dem Glanze ihrer Kirchen mit vergoldeten Dächern, verschönert durch ihre prächtigen Gärten und das Plätschern ihrer tausend Springbrunnen. Er sagte zu Hilda:

— „Wir werden ein bescheidenes Haus auf dem verlassenen Gipfel des aventinischen Hügels bewohnen; wir werden uns am Ufer der Tiber ergehen; ich werde

Dir die wunderbare Geschichte Roms erzählen, bevor diese Geschichte zu Ende geht und Rom unterliegt; ich werde Dir die Stellen zeigen, auf denen sich zwanzigmal das Geschick der Welt entschied und wo es sich nicht mehr entscheiden wird. Ich liebe Rom, weil es verlassen ist; es gefällt mir wegen seiner Größe und Traurigkeit, und dann werden wir mit Entzücken jede Erinnerung an die römische Macht vergessen, um uns von Germanien und Gallien zu unterhalten. Wir werden uns zusammen an dieses Thal erinnern, in dem wir uns jetzt befinden, wir werden von dem Herzynischen Walde am Fuße des Kapitols sprechen."

Nun unterbrach Hilda, für welche Rom der Ort der Gefangenschaft des heiligen Paulus und des Martyrerthums des heiligen Petrus war, dieses Gemälde der heidnischen Stadt, und fragte ihn um Einzelnheiten über die Basiliken der Apostel, über die Reliquien der Martyrer, über die Gräber der Katakomben, deren Dasein sie im Allgemeinen aus den Erzählungen einiger aus Italien gekommenen Sklaven kannte. Es machte ihr eine große Freude, auf einer so geheiligten Erde zu leben. Sie sah sich durch den Bischof von Rom mit Lucius vereint, von welchem Priscilla wie von dem Papste gesprochen hatte; das Heil des Lucius und das ihrige schien ihr dadurch mehr gesichert. Glücklicher als er, weil sie viel glühender glaubte, schwelgte sie im Gedanken an die Seligkeit einer ewigen Liebe.

Endlich mußten sie sich diesem himmlischen Entzücken entreißen. Bevor sie sich zum letzten Male trennten, kamen Lucius und Hilda überein, sich am nächsten Morgen vor Tagesanbruch am Eingange des Weges einzufinden, der in das schwarze Thal führte. Hilda reichte, der germanischen Sitte folgend, Lucius die Hand, welcher mit einer leidenschaftlichen Geberde diese Hand an sein Herz drückte. Er konnte das junge Mädchen nicht verlassen und betrachtete sie mit einem unbeschreiblichen Entzücken, während sie die Augen zur Erde senkte, indem sie sich anstrengte, ihre Verwirrung durch das Gebet zu besiegen und keine Worte mehr fand, um zu beten. Plötzlich wandte ein Geräusch, das sich wenige Schritte von ihnen entfernt hören ließ, ihre Blicke nach dieser Seite. Zwei Männer traten aus dem dichten Gehölz hervor, das sie umgab, es waren Gundiok und Bleda.

Bleda hatte die eifersüchtige Leidenschaft des fränkischen Häuptlings gewahrt und die Hoffnung hegend, sich gleichzeitig an Hilda und an einem Secundinus zu rächen, hatte er diese Leidenschaft durch seine Gespräche geschürt. Seit mehreren Tagen beobachtete er Beide, ohne daß sie es wußten, und hatte Gundiok ihre langen Unterredungen in dem schwarzen Thale verrathen. Er hatte ihm entdeckt, daß dieß das Grab Macer's wäre und er hatte ihn herbeigeführt, um sie zu beobachten, indem er dachte, daß das, was er von ihrer unschuldigen Liebe sehen sollte, nicht verfehlen würde, seine Wuth anzufachen. Ein trauriger Zufall

war Bleda dienstbar gewesen und er hatte die Freude, einen entsetzlichen Zorn auf der Stirne des fürchterlichen Häuptlings sich abmalen zu sehen, in dem Maße, als er ihm die Reden Hilda's und jene des Lucius in seine Sprache übersetzte. Ihr Fluchtplan hatte die Wuth Gundiok's auf den höchsten Gipfel gesteigert. Endlich als er sah, wie sie sich bei den Händen nahmen und mit Liebe anblickten, war er außer sich aus dem Gehölz hervorgestürzt, in dem er versteckt war. Mit einem Sprunge befand er sich nur wenige Schritte von Lucius entfernt, blaß vor Wuth, indem er Blicke gleich denen einer Hyäne schleuderte, die auf den Jäger springt; er schwang mit der rechten Hand sein Beil und hielt in seiner linken, nach dem Gebrauch seines Volkes, einen Wurfspieß. Lucius betrachtete ihn mit einer Unerschrockenheit, die ihn noch mehr herauszufordern schien. Diese zwei jungen Männer, alle Beide stolz und schön, aber von ganz verschiedener Schönheit und Stolze, blieben einander gegenüber einige Zeit unbeweglich stehen, und konnten sich Nichts sagen, denn Einer verstand des Anderen Sprache nicht; aber sie drückten alle Beide durch ihre Blicke Haß und Stolz aus. Hilda erhob entsetzt die Augen zum Himmel, in einer Haltung voll Seelenangst. Gundiok, der mit seinen Worten den Römer hätte beleidigen wollen, bevor er ihn erschlug, stürzte auf das Grab Macer's und zertrat es mit den Füßen vor ihm. Lucius konnte keine seiner kindlichen Liebe und seinem patrizischen Stolze empfindlichere Beschimpfung

erleiden. Wüthend über seine Ohnmacht, Schimpf für Schimpf zurückzugeben, gelang es ihm, so viele Verachtung in seinen Blick und in seinen stummen Mund, einen solchen Ausdruck der Beleidigung zu legen, daß Gundiok ihn verstand. Alsogleich schwirrte sein Beil und traf Lucius, der zu des Barbaren Füßen niederstürzte. Bei diesem Augenblicke wurde Hilda für einen Augenblick wieder das barbarische Weib, die Löwin der Wälder; sie stürzte auf Gundiok los, um ihn zu zerreißen. Gundiok hatte, nachdem er sein Beil geschleudert hatte, eine Stellung zur Vertheidigung angenommen, wohl aus Gewohnheit, indem er das Eisen des Wurfspießes vor sich streckte, in der Haltung eines Franken, der sich zum Kampfe anschickt. Die Bewegung Hilda's war so rasch gewesen, daß, bevor Gundiok seinen Wurfspieß hatte zurückziehen können, das Eisen in den Körper des jungen Mädchens gedrungen war, welches, tödtlich verwundet, neben Lucius auf die Erde sank.

Bleda, der die Verzweiflung Gundiok's fürchtete, entfloh, das Herz von Furcht und Freude erfüllt. Als Hilda das kalte Eisen in ihrer Brust fühlte, hielt der Ausbruch der Wuth, der sie einen Augenblick überwältigt hatte, inne. Ihr Blut, welches in Strömen floß, erfrischte ihre Seele und beruhigte sie. Nunmehr sicher, mit Lucius zu sterben, sicher, mit ihm im Himmel die Hochzeit ohne Ende zu feiern, fühlte sie keinen Wunsch nach Rache mehr, sie strahlte vor Hoffnung, und indem sie sich über ihn neigte, sagte sie zu ihm:

— „O, mein Lucius, wir sollten nicht in dieser Welt vereint werden, sondern im Schooße unseres himmlischen Vaters. Er sei gepriesen, Lucius, daß er uns zusammen sterben läßt! Wenn wir auf der Erde geblieben wären, würdest Du es vielleicht eines Tages bereuen, Lucius, die arme Sklavin, die rohe Barbarin geheirathet zu haben; aber im Himmel gibt es weder einen Gebieter noch eine Sklavin, weder einen Römer noch eine Barbarin mehr; es gibt dort nur mehr Seelen, welche sich im Schooße Gottes lieben. Eilen wir denn mit Freude, um uns für ewig im Himmel zu lieben; gib mir Deine Hand, o mein vielgeliebter Bräutigam, und sage mir, daß Du so wie ich glaubst, daß wir — sobald wir auf unserem blutigen Lager eingeschlafen sind, unter den Gesängen der Engel erwachen werden!" Und Hilda lächelte sterbend Lucius mit einer wunderbaren Sanftmuth zu und die Reinheit des Glaubens verschmolz in ihrem Blicke mit der Trunkenheit der Liebe.

Der Todeskampf des jungen Römers war nicht so süß, denn sein Glaube war weit entfernt, so gesichert zu sein; es war dieß eine vorübergehende Exaltation, die Hilda eine Täuschung über seinen Glauben gemacht hatte. Seine durch den Schmerz betäubte Seele hatte sich nach einer Hoffnung gewandt, welche sie tröstete; aber diese Seele, die ein ganzes Leben hindurch durch die heidnischen Einflüsse beherrscht worden war, hatte zu tief den Eindruck der Weichlichkeit und des Unglaubens empfangen, um leicht den Glau-

ben Christi erfassen zu können. Der liebeglühende Lucius hatte, als er Hilda hörte, die Stimme Gottes zu hören geglaubt; aber er bedurfte des irdischen Glückes, um an die himmlischen Freuden zu glauben. In dem Augenblicke Hilda zu verlieren, wo er sie besitzen sollte, das war ein Schlag des Geschickes, der ihn in die Verzweiflung zurückschleuderte. Indessen wirkte der unwiderstehliche Ausdruck der Worte der sterbenden Hilda auf ihn. Was nun in dieser wogenden und getheilten Seele vorging — Niemand wird es je erfahren. Lucius, der seinen leidenschaftlichen Blick auf Hilda richtete, schien eine Anstrengung zu machen, um durch die Gewalt der Liebe zu glauben. Endlich schien sich etwas in ihm zu entscheiden und zu triumphiren. „Ich glaube," sagte er, die Augen schließend, „ich glaube an den Gott Hilda's," und er öffnete sie nicht mehr.

Als Hilda Lucius sterben gesehen hatte, begann sie mit schwächer werdender Stimme zu Gott zu beten, indem sie ihn für ihre letzte Bewegung des Zornes um Verzeihung bat und ihn um die Gnade anflehte, auf die Vereinigung mit ihrem vielgeliebten Bräutigam nicht lange warten zu dürfen.

Während dieser Zeit betrachtete sie Gundiok mit hoher Verwirrung. Sein Feind war todt, er war gerächt, und vor ihm lag diese schöne Hilda auf der Erde, die Gefährtin seiner Kindheit, die Zierde seines Stammes, das einzige Weib, für das er Liebe gefühlt hatte, das einzige Weib, das für ihn der Ge=

genstand einer fast abergläubischen Verehrung gewesen war. Er war es, der sie getroffen und so in ihr Blut gebettet hatte. Er wurde von einer plötzlichen Bewegung der Wuth gegen sich selbst ergriffen.

— „Hilda," sagte er, „ich werde mich tödten."

— „Stirb nicht, Gundiok," sagte Hilda, „und stürze Deine Seele nicht in's Verderben."

— „Aber wenn ich sterbe, werde ich mit Dir gehen," sagte Gundiok.

„Nein," entgegnete Hilda, „denn Du glaubst nicht an Christus. Ich, ich bin glücklich, ich gehe zu ihm; aber Du, ich bemitleide Dich, denn ich lasse Dich unter der Herrschaft des bösen Geistes."

— „Du bemitleidest mich?" sagte Gundiok.

— „Weil ich eine Christin bin," erwiderte Hilda.

Gundiok betrachtete sie mit einer blöden Bewunderung. Ein plötzlicher Gedanke erfaßte ihn. „Und ich, wenn ich ein Christ wäre?"

Hilda schien sich wieder neu zu beleben. Die Hoffnung, den Häuptling ihres Stammes zu bekehren und durch ihn seinen ganzen Stamm, ließ ihre sterbenden Augen in einem außerordentlichen Glanze glänzen.

— „Wenn Du ein Christ wärest," sagte sie, „würden wir uns, Gundiok, in dem himmlischen Reiche wiederfinden."

Und indem sie den Rest ihrer Kräfte sammelte, begann sie ihn zu bitten, diese Stimme zu hören, die zu seinem Herzen sprach, und im Namen ihres Blutes,

das er vergossen hatte, beschwor sie ihn, ihn, den Mörder desjenigen, den sie liebte, den christlichen Glauben anzunehmen, um gerettet zu werden. Sicherlich trug die Religion Jesu Christi niemals über eine Seele einen größeren Triumph davon. Hilda konnte so zu Gundiok sprechen, weil sie wußte, daß sie mit Lucius vereint würde.

Gundiok zögerte, einem heftigen Kampfe zur Beute, von Erstaunen Angesichts dieses Wunders der Christenliebe hingerissen, von dem Wunsche erfaßt, Hilda jenseits des Grabes wieder zu finden. Dieser Kampf konnte in einer rohen aber thatkräftigen Verstandeskraft nicht lange dauern, die nur eine Idee des Glaubens erfaßte, sie aber dann stark festhielt. Von einer heftigen Bewegung gequält, rief er:

— „Ein Christ, ich ein Christ!“

— „Beeile Dich,“ sagte Hilda mit einer schwachen Stimme und unauslöschlicher Freude, „beeile Dich, denn ich sterbe.“

Bei dieser Stimme, bei diesem Lächeln fiel Gundiok vor ihr auf die Kniee, indem er ausrief: „Ich bin ein Christ!“

Das Haus aus Eis, oder der Jäger von Vincennes. In's Deutsche übertragen von C. Braun. 8. 2 M. 70 Pf.

Leben des ägyptischen Jünglings Abulcher Bisciarah. Aus dem Italienischen von Dr. A. Dietl. 8. 1 M. 25 Pf.

Lorenzo, oder der Conscribirte. Ligurische Erzählung von 1810—1814. Aus dem Italienischen in's Deutsche übertragen von C. Braun. 8. 2 M. 25 Pf.

Ubaldo und Irene. Geschichtliche Erzählungen aus den Jahren 1790—1814. Nach dem italienischen Originale übertragen von C. Braun. 2 Bände. 8. 8 M. 40 Pf.

Edmund. Schilderungen aus dem römischen Volksleben. Aus dem Italienischen in's Deutsche übertragen von C. Braun. 8. 3 M. 30 Pf.

Don Giovanni, oder der geheime Wohlthäter. Aus dem Italienischen in's Deutsche übertragen von C. Braun. 8. 1 M. 95 Pf.

Die Gräfin Mathilde von Canossa und Jolantha von Gröningen. Historischer Roman. 8. 4 M. 20 Pf.

F. C. Magon,

Sabina.

Ein Lebensbild aus den ersten Zeiten der christlichen Kirche. 8. 3 M.

Mit großartigem, malerischem Effekte stellt sich aus den Zügen, die der Verfasser von der Natur und den denkwürdigen Bauten des Orients und Occidents gibt, ein getreues Bild vor unsere Seele, das stets in irgend eine Beziehung oder in lebendigen Contrast zu den handelnden Personen gebracht ist. Außerdem sind die abweichenden religiösen und sittlichen Gebräuche der verschiedenen Nationen in gelungene Parallelen gesetzt und die bedeutenderen Lehrsysteme des ersten christlichen Jahrhunderts in auftretenden Gläubigen und Philosophen anschaulich gemacht. Durch diesen bunt und interessant belebten Stoff zieht sich die ihn haltende und bis an's Ende fortwährend fesselnde Handlung, in einer Sprache erzählt, die des großen Gegenstandes würdig

ist. Wir machen daher mit allem Nachdruck auf diese literarische Erscheinung aufmerksam und legen ihre Verbreitung Allen an's Herz, welche die Pflicht haben, für eine gesunde, Geist und Herz erquickende Nahrung des Volkes zu sorgen. Sie ist eine der besten und lieblichsten Früchte, welche je im Garten christlicher Erzählungskunst gereift sind. B. C. No. 334.

H. Geiger,
Lydia.
Ein Bild aus der Zeit des Kaisers Mark Aurel.
3te, durchgesehene Auflage. 8. 3 M.

H. Geiger,
Leander und Hermigild,
oder die Wiedergeburt Spaniens.
Eine Erzählung aus der Geschichte der Westgothen.
2 Thle. gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Dr. N. Wiseman, Cardinal 2c.,
Fabiola,
oder die Kirche der Katakomben.
Aus dem Englischen von C. B. Reiching. 6te, mit einem Vorworte vermehrte Auflage. Mit Abbildungen. 8. 2 M. 70 Pf.

Dr. J. H. Newman,
Callista.
Eine Erzählung aus dem dritten Jahrhundert. Neu aus dem Englischen übersetzt von C. B. Reiching. 3te Aufl. Mit Titelbild und Vignette. 8. 2 M. 50 Pf.

Fabiola's Schwestern,
die christlichen Heldinnen.
Ein Seitenstück zu „Wiseman's Fabiola, oder die Kirche der Katakomben". Nach dem Französ. deutsch bearbeitete 2te, sehr verbesserte Auflage. Mit 1 Stahlstiche. 8. 2 M. 70 Pf.

M. Lenzen,
Melete,
oder der Sieg des Glaubens.
Eine Erzählung aus dem zweiten Jahrhunderte. Seitenstück zu „Wiseman's Fabiola". 3te Aufl. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 35 Pf.

M. Lenzen,
Nekodas,
oder die Zerstörung Jerusalem's.
Eine Erzählung. Mit 1 Stahlstiche. 8. 2 M. 50 Pf.

A. Forsteneichner,
Naturbilder
für Jung und Alt. Mit 17 Abbildungen. 8. 3 M. 75 Pf.

Eine Stimme hierüber sagt: „Rec. muß gestehen, daß er lange kein Buch gelesen, das ihn so angesprochen, wie das vorliegende. Der Verfasser hat es verstanden, aus seinen eigenen Beobachtungen und denen anderer tüchtiger Naturforscher und Naturfreunde (Masius, Bach, A. Stolz und Andere) überaus anmuthige Bilder zu entwerfen. Er führt uns in Garten und Feld, Wiese und Wald, auf die Höhe der Alpen und in die Tiefen des Meeres und zeigt uns die Herrlichkeit Gottes, wie sie sich offenbart in der Thier- und Pflanzenwelt, und regt zugleich an zu einem sinnigen aufmerksamen Betrachten von Gottes herrlicher Natur. Die Auffassung und Darstellung ist durchaus poetisch und dabei doch ganz kindlich und einfach, während durch das Ganze ein kindlich frommer Geist weht, und religiöse und sittliche Wahrheiten überall, jedoch ungezwungen und ungekünstelt hineingeflochten sind. Mit Sagen und Legenden, welche sich an die Thier- und Pflanzenwelt anschließen, und manchen gemüthvollen Gedichten von Spee u. A. sind die Bilder vielfach durchwoben.

„Zahlreiche in den Text gedruckte Abbildungen und mehrere hübsche Holzschnitte beleben das Ganze und tragen zum Verständniß bei, während die in dem Werke herrschende frische, edle Sprache es nur noch anziehender macht. Es ist so recht ein Buch für Jung und Alt, und besonders möchten wir es in der Hand der Lehrer sehen, denen wir es hierdurch noch speciell empfehlen wollen." C.

In demselben Verlage ist ferner erschienen

S. Brunner,
gesammelte Erzählungen
und poetische Schriften.

1r und 2r Band. Auch u. d. Titel: **Diogenes von Azzelbrunn.** Mit Fragmenten aus den Papieren seiner Freunde. 2 Bände. 2te, verm. Aufl. 8. 4 M. 50 Pf.

3r und 4r Band. Auch u. d. Titel: **Des Genies Malheur und Glück.** 2 Bde. 3te Aufl. 8. 4 M. 50 Pf.

5r und 6r Band. Auch u. d. Titel: **Fremde und Heimath.** Aus einem Dichterleben. 2 Bde. 3te Aufl. 8. 4 M. 50 Pf.

7r und 8r Band. Auch u. d. Titel: **Die Prinzenschule zu Möpselglück.** Schildereien aus der jungen Welt. 2 Thle. 2te, verm. Aufl. 8. 4 M. 50 Pf.

9r und 10r Band. Auch u. d. Titel: **Woher? Wohin?** Geschichten, Gedanken, Bilder und Leute aus meinem Leben. 2 Thle. 2te, sehr verm. Aufl. 8. 4 M. 50 Pf.

11—13 Band. Auch u. d. Titel: **Woher? Wohin?** Geschichten, Gedanken, Bilder und Leute aus meinem Leben. Neue Folge. 3 Bde. 8. 6 M. 75 Pf.

Die **Gesammtauflage** der Erzählungen und poetischen Werke erscheint in 20 Bänden: (**1. 2.**) Diogenes von Azzelbrunn. 2 Bde. — (**3. 4.**) Genies Malheur und Glück. 2 Bde. — (**5. 6.**) Fremde und Heimath. 2 Bde. — (**7. 8.**) Die Prinzenschule. 2 Bde. — (**9—13.**) Woher? Wohin? Geschichten, Gedanken, Bilder und Leute aus meinem Leben. 2 Bde. Neue Folge. 3 Bde. — **14.** Der Atheist Renan und sein Evangelium. — **15.** Der Babenberger Ehrenpreis. — **16.** Die Welt ein Epos. — **17.** Der Nebelungen Lied. — **18.** Der deutsche Hiob. — **19.** Blöde Ritter. — Einige Stunden bei Görres. — **20.** Keilschriften. — Schreiberknechte. — Deutsches Reichsvieh. — Mane, thekel, phares.

J. Butzbach,
Chronica eines fahrenden Schülers
oder **Wanderbüchlein.**

Aus der lateinischen Handschrift übersetzt und mit Beilagen vermehrt v. Dr. J. Becker. 8. 2 M. 70 Pf.

Vorliegende „Chronica“ ist, wie der Uebersetzer in seinem Vorworte bemerkt, ein Sittengemälde des 15. Jahrhunderts, welches an frischer Lebendigkeit und Wahrheit, sowie an naiver Anmuth der Darstellung von einem historischen Romane nicht leicht erreicht werden kann. Indem wir dieses Urtheil ganz zu dem unsrigen machen, glauben wir noch beifügen zu müssen, daß die Chronica dem Leser nicht bloß eine sehr ansprechende und unterhaltende, sondern auch lehrreiche Lektüre bietet, da sie ihn über den Geist des 15. Jahrhunderts aufklärt und ihn in den Stand setzt, über dessen sittliche und sociale Zustände sich gehörig zu orientiren. Wir wünschen daher dieser lesenswerthen Schrift eine recht weite Verbreitung. Z.
